

# HELENE RAFF NATURGEWALTEN



**Helene Raff**  
**Naturgewalten**  
Vier Erzählung

---

Verlag von J. Engelhorn, Stuttgart, 1909

---

*Bibliothek von ngiyaw eBooks*  
*Transkription von Christine Weber*

## **Der steinerne Joseph.**

Eine ansehnliche Behausung war es nicht zu nennen, die der Joseph Gschwendtner innehatte. Am Ende des Dorfes gelegen, in einem windschiefen einstöckigen Häuschen, das sich eng an eine überhängende, schattigfeuchte Berglehne duckte. Die einzige Stube mit der anstoßenden Kammer bot eben Raum für den nötigsten Hausrat: ein Bett, einen Tisch, anderthalb Stühle — denn von dem einen war der Sitz weggebrochen — und einen buntbemalten Bauernschrank. Auf diesen Möbeln oder in den Ecken auf dem Fußboden trieben sich gewöhnlich ein paar unordentlich verstreute Kleidungsstücke umher; der kleine eiserne Kochofen wies hier und da Flecken von Speiseresten auf, weil der Joseph sich seine Mahlzeiten darauf zu bereiten pflegte. Kurz: ein so ungemütliches und ödes Heim als ein einsamer Junggeselle nur bewohnen kann — bis auf einen Umstand, der dem Ganzen einen besonderen Anstrich lieh. Das war der offen zur Schau getragene Steinreichtum; denn steinreich war Joseph Gschwendtner in des Wortes buchstäblichem Sinn.

Auf den Fenstersimsen, auf dem Brett über der Bettlade, auf dem Tische — wo eben eine freie Stelle zu finden gewesen — lagen Steine von allen Größen und Arten. Da gab es Kiesel und Kalksteine, Katzensgold und flimmeriges Marienglas, Kristalle von seltsamer Gestalt und buntfarbige Marmorbrocken. Steine, Steine wohin man sah — und die sorgfältige Art ihrer Anordnung im Gegensatz zu der ringsum herrschenden Achtlosigkeit verriet, wie wert ihr Besitzer sie hielt. Er hatte auch die Gelegenheit gehabt, ein gutes Teil solcher Habe um sich zu versammeln, da er sein halbes Leben zwischen Geröll und Gewänd verbracht hatte. Joseph Gschwendtner war Bergführer.

Er stand neben einem der beiden kleinen Fenster, in die prüfende Betrachtung eines etwa eiergroßen Steins versunken, den er sorgfältig von Lehm und Schlamm zu reinigen suchte. Das Äußere des Joseph bestätigte die Lehre von der Anpassung jedes Lebewesens an seine Umgebung. Denn wie er dastand, hatte sein Aussehen etwas von dem der Felsen und Klüfte, in denen er zu Hause war. Den sehnigen Körper umschloß eine alte, steingraue Joppe — die Beinkleider und Schuhe erschienen in ihrer Abgeschabtheit gleichfalls mehr grau als schwarz. Das Gesicht mit den großen kantigen Zügen hatte eine

stille, fahle Farbe, trotz des Mannes eisenfester Gesundheit; wenn man noch das graublunde Haupt- und Barthaar hinzurechnete, das zum Überfluß von den ersten vorzeitigen Silberfäden durchzogen war, so ähnelte die ganze Gestalt entschieden einem Gnomen oder Berggeist.

An die Tür ward gepocht. In gedämpftem Tone rief Joseph sein »Herein«, wandte nur lässig den Kopf, um zu sehen, wer ihn etwa heimsuchte. Es war eine Frau, ein schlankes Geschöpf, so um die Dreißig herum. Sie trug das Haar in Krönchenform geflochten über der nicht hohen Stirn; ihre Augen, von sehr hellem Blau, hatten sanften, verschüchterten Blick. Zaghafte blieb sie dicht an der Schwelle stehen. Kaum hörbar klang ihr Gruß.

Der Joseph erwiderte ihn gleichmütig, ohne daß ein Zug seines Gesichtes sich verändert hätte. Höchstens war eine Frage darin zu lesen — die Frage: »Wie kommst du daher?«

»Ich seh', du wunderst dich,« hub sie mit einiger Anstrengung an.

»Stimmt,« gab er zu.

»Ich hab' gemeint, wir sollten uns einmal aussprechen —« sagte sie leise.

»So?« — Die Frau seufzte; sie kannte von früher den Ton, gegen den so schwer anzugehen war.

»Ja — weil es mir keine Ruh' nimmer läßt. Weil es mich kränkt, je länger das unchristliche Wesen dauert. So kann es doch nicht in Ewigkeit fortgehen, und also —«

»Warum denn nicht?« — Das hingeworfene Wort zerriß den Redefaden der Frau. Erschrocken starrte sie den Joseph an.

»Ich bitt' dich um alles! Denk' doch, wie mir's aufliegen muß, daß mein Mann in Unfrieden lebt mit seinem leiblichen Bruder, und ich hab' die Schuld.« Ihre Stimme bebte.

»Da bist du irr, Martha. Wenn wir sonst zusammentaugten, wir zwei, hätten wir uns zuwegen deiner auch nicht zerkriegt.«

»Das mag sein, Joseph; aber wahr ist's: ich hab' gefehlt und dir ein Recht gegeben zur Feindschaft. Drum eben hab' ich mich heut aufgemacht, daß ich dir abbitten will — damit der Hader endlich auf gleich kommt.«

»Weiß dein Mann davon?«

Ein wenig verlegen schaute sie an ihm vorbei.

»Nein,« gestand sie, »aber gewiß wird's ihm recht sein. Der Vorsatz ist mir aufgestiegen gestern abend, wie du — wie du meinem Buben begegnet bist. Verstell dich nicht — ich hab's gesehen.«

Er verstand sie erst nicht. Wirklich nicht. Dann, allmählich, entsann er sich. »Ach so, das war deiner! Hab's ihm nicht angekannt — ist mich nichts angegangen! Wenn mir unterm Geh'n ein Stein aus'n Sack fällt, und ein Bub springt mir nach und bringt ihn, nachher schenk' ich ihm was und sag's ihm, daß er brav ist. Das gehört sich so und hat mit dem andern nichts zu schaffen.«

Vor seiner unerschütterlichen Art entwich ihr Mut; dennoch war ihr, als könne, als dürfe sie nicht ablassen von ihm. »Willst du's nicht dem unschuldigen Kind zulieb tun und wieder Freund sein mit uns?« bat sie hilflos und wand die Hände ineinander. Er maß sie von oben bis unten mit seinem grauen, festen, stetigen Anschauen.

»Ich trag' dir nichts nach und leg' euch nichts in Weg. Das Freundlichtun aber, so obenhin, ist mein Brauch nicht. Wir passen einmal nicht, da ist's besser, es bleibt jedes für sich.«

Sie fühlte, daß ihr Vorhaben gescheitert war. Mit den hervorquellenden Tränen zugleich brach ihre Bitterkeit sich Bahn. »Jetzt seh' ich, daß die Leut recht haben, die dich den steinernen Joseph nennen,« sagte sie. »Du hast ein Herz von Stein, das hört auf kein Bitten. Mich reut's, daß ich zu dir gekommen bin.«

Sie wandte sich um und ging, das Antlitz im Schürzenzipfel verhüllend. Hinter ihr fiel die Türe ins Schloß.

Eine Weile stand der Mann, den Blick auf die Schwelle geheftet. Dann, als wäre nichts geschehen, nahm er das Putzen des Steines wieder auf, den er zuvor aus der Hand gelegt. Durch das niedrige Fenster lugte die Sonne herein — ein breiter, zitteriger Lichtstreif traf die gesäuberte Fläche des Steins und das metallische Geäder, das hier und da an ihm zutage trat. Die eintönige Färbung belebte sich: die glänzenden Adern flimmerten im Sonnenstrahl, als ob der Stein in ihnen sein eigentliches geheimes Leben offenbare. Und der Joseph sog das Schauspiel unverwandten Blickes ein.

\* \* \*

Im Laufe des Tages empfing die Hütte noch einen Besucher. Einen, der fest anklopfte und in der Weise der Gebildeten nach dem Eigentümer fragte. Ein schon angejahrter Mann, im städtischen Reisegewand, von ruhigem, freundlichem Auftreten.

»Sie sind der Bergführer Gschwendtner?«

»Zu welchem wollen Sie, Herr? Es gibt unser zwei.«

Inzwischen hatte des Fremden Auge, das klug hinter goldgefaßten Brillengläsern blinkte, bereits den Hauptbesitz des Hauses erspäht. »Sie sind schon der, den man mir bezeichnet hat,« sagte er. »Sie sammeln Steine, nicht wahr?«

Etwas wie ein Lächeln dämmerte in den Mienen des Führers auf. »Eine Freude muß schließlich jeder haben,« entschuldigte er sich gleichsam. Der Fremde dachte bei sich, daß es nicht reichlich mit Freuden in dieses Mannes Leben bestellt sein möchte. Ein einsamer Mensch in jedem Fall! — Das war schon aus den Reden der Leute im Gasthause hervorgegangen, die von dem Joseph nichts andres zu sagen gewußt, als daß er ein unguter versponnener Tropf sei. Stumm wie irgendein Heiligenbild am Kirchenportal — drum heiße man ihn den steinernen Joseph, ebenso wegen seines besonderen Hanges zum Steinklauben.

»Zeigen Sie mir Ihre Sammlung!« — Anfänglich zögernd, dann mit steigendem Eifer kramte der Führer seine kargen Schätze hervor. Für einen Sachkundigen war nicht viel Seltenes darunter; aber der Besucher spendete aus Gutmütigkeit doch einiges Lob, erwarb sogar ein paar Stücke. Währenddessen erzählte er, daß er vom Fache sei, Professor der Mineralogie an einer entfernten Universität. »Mi—ne—ra—logie,« wiederholte der Joseph mühsam und ehrfürchtig das

schwere Wort. Eilends, um den gelehrten Gast zu ehren, holte er noch einen Fund herzu, auf den er stolz war: ein Kreidestück, in dem die Form eines schneckenähnlichen Weichtieres, zierlich, wie gemeißelt, sich abgedrückt hatte.

»Das ist hübsch,« sagte der Professor — Thilenius nannte er sich. »Wo haben Sie es her?« Der Joseph beschrieb die Stelle — droben auf dem Wege zur Alpenvereinshütte an der Marltspitz. »Dort hab' ich schon viel gefunden, und ein schöner Weg ist's außerdem. Nicht gar so grob — erst wenn man von der Hütten auf die Spitze hinauf will, muß man schnaufen und braucht freilich gut Wetter.«

»Wissen Sie was,« sagte Thilenius, »morgen können Sie mich hinausführen. Wir gehen beizeiten und nehmen uns den ganzen Tag, nächtigen dann auf dem Unterkunftshaus. Vielleicht gehen wir danach noch auf die Spitze, wenn es ganz sicher ist. Sind Sie's zufrieden?«

Der Joseph hatte eine eigene Art, sein Einverständnis zu zeigen. Ein klein wenig verzog er die Mundwinkel unter dem überhängenden Bart, und um seine Augen bildeten sich vergnügte Fältchen. Man sah ihm schon an, daß er sich freute und geehrt fühlte.

Als alles verabredet war, und der Fremde im Fortgehen ihm sogar die Hand gereicht hatte, blieb der Führer mit einem gewissen Wohlgefühl zurück. Indem er seinen Kram wegräumte, piff er sacht vor sich hin, was ihm nicht oft geschah. Das war heute ein besonderer Tag gewesen!

Aber dann fiel ihm wieder die Martha ein. In Trauer und Unmut war sie fortgegangen. Vielleicht hätte er sie nicht so gehen lassen sollen! Er hatte sie doch einmal ernstlich gern gehabt. Gern — ja wohl! Das schon. — Und ihr Bub, der ihm da neulich in den Weg gelaufen, war ein lieber Bub. Nachträglich nahm es ihn wunder, daß er nicht bemerkt hatte, wie das Kind der Mutter gleich sah.

Ob sie glücklich war mit dem — mit ihrem Mann? Das hätte er sie eigentlich fragen können. Freilich: ein Weib, das auf sich hält, antwortet solcher Frage nicht. Für ihn war es leichter gewesen, ihr gerade heraus zu sagen, was seines Herzens Meinung war. Selten genug, daß er den Mund so aufthat! — Des Mannes Antlitz fürchte sich unterm Denken; jetzt hatte er wieder sein gewöhnliches Gesicht. Sein stilles farbloses Steing Gesicht.

Dennoch — es reute ihn, daß er sie das eine nicht gefragt.

\* \* \*

In aller Morgenfrühe brachen der Fremde und der Joseph selbänder auf, als die Gräser an den Halden noch vom Tau glitzerten. Durch den Wald ging es zuerst, wo feuchte Nachtkühle herrschte, dann ein Stück über freien Wiesenhang. Fern schlug eine Drossel an. Auf den Berghäuptern lagerten duftigweiße Wölkchen, die allgemach zerrannen in der steigenden Sonnengewalt.

Je höher der Pfad sich aufwärts wand, desto dürftiger ward die Erdschicht, die den Boden bedeckte. Etliche genügsame Moosarten und Steinbrechpflanzen hielten sich zur Not; auch diese wichen mählig dem Latschengestrüpp, das mit zähen Wurzeln sich dem Gestein anklammerte. Dazwischen sah der urgeschaffene Fels in seiner Nacktheit hervor. Der Professor blieb häufig stehen, das Geschiebe zu beklopfen und zu prüfen; dann stand der Joseph neben ihm und sah ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Bisweilen deutete er auch selbst nach dem und jenem, was etwa dem Gefährten entgangen sein mochte — aber völlig schweigsam verhielt er sich dabei. So schweigsam, daß Thilenius unversehens die scherzende Äußerung tat: »Joseph, jetzt reden wir einmal von was anderm!«

Der Führer begriff nicht sogleich; dann huschte wieder der Schatten eines Lächelns über sein Gesicht. Er wisse schon, daß mit ihm nicht unterhaltsam zu gehen sei — gab er zu. »Darüber ist schon oft und oft geklagt worden. Aber ich sag' soviel: Wer was sehen und hören will, muß 's Maul halten können. Sonst kommt er zu kurz.«

Plötzlich unterbrach er sich. »Sag' ich's nicht? Mit lauter Reden wären wir beinah dem da vorbeigelaufen.« — Mit dem Pickel begann er die Stelle zu bearbeiten und löste ein grünliches kleines Stück davon ab — eine Art Kupferglimmer. Der Professor bedeutete ihm, daß der Fund nichts Rares sei. »Sie sollten einmal die Sammlungen bei mir daheim sehen, Joseph. Die staatlichen Sammlungen, die meiner Obhut unterstehen. Da gibt es Steine aus aller Welt, aus fremden Gebirgen und entlegenen Erdteilen. Auch Abrisse von Tieren, die schon seit tausend Jahren nicht mehr sind, die man nur aus Geschichtenbüchern kennt.« Verhaltenen Atems lauschte der Joseph; seine Augen weiteten sich.

»Auch Edelgestein?« fragte er kindlich.

Thilenius lächelte. »Das ist weniger unsere Sache. Übrigens: im Rohzustand ist ein wertvoller Stein meist recht unscheinbar, wenn man nichts davon versteht.«

»Freilich, wer's nicht kennt.« Wieder schwiegen sie. Dem Professor kamen bezüglich seines Wandergefährten allerhand Gedanken. Ihn freute der Anteil, den dieser einfache Mensch an seiner Wissenschaft nahm. Etwas Rührendes lag darin bei aller Laienhaftigkeit. Wie mancherlei muß einer entbehren gelernt haben, bis er seine Liebe den stummen Gebilden zuwendet, die ein anderer achtlos mit dem Fuße beiseite schiebt.

»Joseph!«

»Herr Professor?«

»Ich hab' einen Einfall. Dieser Tage ist mir der Tod eines alten Getreuen gemeldet worden — eines Aufsehers an unserm mineralogischen Institut. Hätten Sie nicht Lust, ihn zu ersetzen und in eine Stadt zu kommen? Da würden Sie mit Augen sehen, wovon ich Ihnen nur das wenigste erzählen kann — und wir zwei würden sicherlich gut miteinander hausen. Wie?«

Die Augen des Joseph gingen weit auf. Wie die eines Kindes im Angesicht des Weihnachtsbaumes. »Oh!« — machte er bloß. — »Oh!« — Die Überraschung verschlug ihm die Sprache.

Thilenius wartete geduldig. Endlich, ein wenig kurzatmig, sagte der Joseph: »Bitt' um Verlaub, daß ich's bedenken darf, Herr Professor! Das ist mir so unvermutet gekommen — ich muß es erst gewöhnen.

Aber vergessen werd' ich's nie, daß Sie so gut sind zu mir!«

Er schüttelte des Professors Rechte in seiner harten Faust. Dann ward nichts weiter zwischen ihnen geredet, zumal der Weg immer beschwerlicher ward.

Droben auf der Hütte fanden sie, da die Dämmerung einfiel, behagliche Unterkunft. Der Joseph hatte nicht nötig, mit seinem Führerschlüssel ihnen Einlaß zu schaffen — das Türschloß war offen und ein gastliches Feuer prasselte auf dem Herde; denn bereits waren zwei Bergsteiger ihnen zuvorgekommen. Einer davon, ein hübscher, schlanker Mann, begrüßte den Professor bei dessen Eintritt mit lautem Zuruf. Es war ein junger Privatdozent, ein Landsmann aus dem Norden, dessen Bekanntschaft Thilenius schon auf der Herreise gemacht und den er drunten im Gasthaus neuerdings angetroffen hatte. Über dem lebhaften Empfang und der Unterhaltung, in die jener ihn alsbald verwickelte, vergaß er eine Weile seines Führers. Als er sich zufällig einmal umsah, bot sich ihm ein merkwürdiger Anblick.

In der Ecke stand Joseph Gschwendtner, strack und steif, bemüht, an dem andern Führer, der sich gleichfalls den Anschein des Nichtaufmerkens gab, vorbeizuschauen. Der andre war ungefähr vom selben Wuchs, doch jünger und rotwangiger, sein Haar war

von hellerem Blond und ein wenig kraus. Im übrigen war die äußere Ähnlichkeit zwischen ihm und dem Joseph so unverkennbar, daß nur ein Blinder sie nicht wahrgenommen hätte. Da der Privatdozent beiläufig den Familiennamen seines Führers nannte, blieb Thilenius kein Zweifel darüber, daß die beiden Brüder seien.

Dann aber mußte ihr Benehmen um so auffälliger erscheinen. Sie gönnten sich gegenseitig kein Wort, ja sie waren, was man so sagt, Luft für einander. Jeder sorgte allein für sich und seinen Fremden — denn die Hütte war nicht bewirtschaftet — und ging dem andern aus dem Wege. Sie vermieden es sogar, die Hand gleichzeitig nach einer der Pottschen Konservenbüchsen auszustrecken und verzehrten ihr Mahl jeder in einem abgesonderten Winkel. Thilenius sandte vom Tische, an dem er mit dem Kollegen Platz genommen, häufig einen prüfenden Blick zu den beiden Ungeselligen hinüber, deren seltsames Verhältnis seinen Anteil erweckte. Der junge, redselige Reisebekannte hingegen hatte dessen nicht acht; er plauderte fortwährend von den Seinen, insbesondere von seiner Braut daheim und gab wiederholt der Freude darüber Ausdruck, daß der Professor sich das gleiche Wanderziel gesetzt, daß sie

also morgen den Aufstieg zur Spitze gemeinsam unternehmen würden.

Nach der Mahlzeit begann Aloys Gschwendtner, gleichsam dem Bruder zum Trotz, allerhand Scherzlieder und Gasselreime zu summen. Seinem Herrn behagte das ausnehmend; er ließ noch Wein kommen, um den Alpler zu fernerer Kunstbetätigung aufzumuntern. Der steigerte sich alsbald in immer größere Lustigkeit hinein, sang zur Zupfgeige, so viel man hören wollte — als er gar den Joseph sich erheben und geräuschlos die Hütte verlassen sah, gab er noch einen gebirglerischen Tanz zum besten, den er mit lauschallenden Juchzern begleitete.

Dem Professor behagte die dumpfige Atmosphäre des Raumes nicht ganz, so wenig als die bezahlte Ausgelassenheit des jüngeren Gschwendtner. Solche Menschen, die um ein Trinkgeld jodeln und hüpfen, waren nicht sein Fall. Er warf seinen Lodenmantel über und trat vor die Hütte hinaus, wo die Nachtluft kalt aber erquickend ihm ums Haupt strich.

Am abendlichen Himmel blinzelten die ersten Sterne verschlafen hervor; die Zacken und Kegel ringsum, die wie ein Kranz das Hochplateau umgaben, standen als dunkle Masse gegen den lichterem Horizont. Auf einigen glomm noch ein letzter rosiger Schein, gleichsam ein Nachzittern des Sonnengoldes,

das sie am Tage getränkt hatte. In den Klüften dazwischen aber lagerten schwere blauschwarze Schatten, die mählig höher und höher krochen — bald würde alles im Dunkel verschwommen sein.

Vor der Tür auf der Bank saß Joseph Gschwendtner, ein wenig zusammengebückt, ernst und unbeweglich, wie ein Hüter des Tales. Thilenius legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Schön ist's, Joseph, nicht wahr?« sagte er gedämpft, als scheue er sich, die feierliche Stille der Hochgebirgsnacht zu stören.

»Nicht recht zum trauen, Herr,« gab der Führer im gleichen Tone zurück.

»Wieso?« fragte der andre betroffen.

Joseph wies mit der Hand nach ein paar länglichen Wolkenschlirfen. »Die sollten nicht sein — und gar das da nicht — sehen Sie's?«

Inmitten des grauen Streifens schwamm ein weißlich flockiges Gebilde, nicht größer als ein Menschenhaupt. »Was macht das?«

»Etliche heißen's ein Schneegeblüh — denn es deutet Schnee.«

»Aber das Barometer steht hoch,« wandte Thilenius ein, »und Ihr Bruder sagt: wir bekommen den schönsten Tag.«

»Sagt er?« — Ein seltsamer Unterton war in dem Wort, ein Beiklang von Hohn und Geringschätzung. Der Städter hörte ihn heraus. »Joseph« — fragte er nach kurzem Zögern — »Sie sind mit Ihrem Bruder verfeindet?«

»Er sagt zu mir nix, und ich zu ihm nix.«

Auf die gleichmütige Antwort folgte ein längeres Schweigen. Dann hob der Professor abermals an: »Feindschaft zwischen Brüdern ist ein schlimmes Ding. Wollen Sie mir nicht erzählen, was er Ihnen getan hat?«

Joseph Gschwendtner pfiß durch die Zähne. »Wär' zu weitläufig, Herr. — Der Geschwindere ist er gewesen, von jeher — so wie dazumal mit dem Feuer.«

»Mit welchem Feuer?«

»Am Johannitag! Da hab' ich mir vorgesetzt gehabt, ich will droben am Kreuzkopf, wo nicht leicht wer 'naufkommt, ein Sonnwendfeuer anzünden. Kann sein, ich hab' ein Wörtl davon verlauten lassen — wie ich mich auf den Weg mach' und halb droben bin, seh' ich das Feuer schon brennen. Ist mir halt mein Bruder zuvorkommen.«

Wieder Pause. Thilenius wagte noch eines. »Das wär' doch zuletzt kein genügender Grund. Wenn nicht noch ein andres —« Er verstummte, denn der Führer

hatte plötzlich seine grauen Augen fest auf ihn geheftet.

»Wegen der Martha, meinen Sie? Ich hab' mir's schon gedacht: die im Wirtshaus haben Ihnen allerhand zugetragen. Also ja: die ist mir versprochen gewesen. Bis ich zum Militär hab' müssen. Wie ich zurückgekommen bin, ist sie mit meinem Bruder gegangen. Zum Wundern ist's schließlich nicht, wenn eins lieber einen Almenbuschen auf den Hut steckt als wie einen Kieselstein. Jetzt ist's, wie's ist — und damit gut!«

Der wohlwollende Mann fühlte sich entmutigt. Er erkannte sich kein Recht zu, näher an die Vorgänge dieser Seele zu rühren — es war schon viel, daß der Joseph so ausgiebig Rede gestanden hatte. Also verstummten beide, bis die Kühle, die aus den Schründen und Schneefeldern herüberhauchte, sie mahnte, in die Hütte zurückzukehren.

\* \* \*

Drinne war die Stimmung auch matter geworden. Dem jungen Gelehrten sah der Schlaf aus den Augen. Aloys Gschwendtner's Lustigkeit hatte gleichfalls abzuflauen begonnen. So erhob niemand Einspruch,

als Thilenius an den Tisch trat und meinte, es sei das Beste, nun zur Ruhe zu gehen.

Er selbst fand die Ruhe jedoch lange nicht. Schuld daran trug weder das etwas spartanische Lager, das ihn aufgenommen, noch die hörbaren Atemzüge seiner Schlafgenossen — es war der Gedanke an Joseph Gschwendtner, der ihn wach erhielt. Aus den kurzen, nur andeutenden Worten des Führers reimte er sich nach und nach der beiden Brüder ganzes Schicksal zusammen, sah sie vor sich, als hätte er sie von klein auf gekannt. Ein Mundfertiger und ein Stummer, ein Gewandter und ein Ungelenker. Einer, der sich Gunst zu erwerben weiß bei aller Welt, während sein Bruder diese Gunst verschmäht — einer der alles Licht in sich aufsaugt, so daß für den andern nur der Schatten bleibt! — Solche Gegensätze müssen sich hassen, und Thilenius kannte das Leben genugsam, um zu wissen, daß die Glut des Hasses noch heißer brennt und schwerer verlischt als die der Liebe.

Es war ein unbehagliches Gefühl, diese verhaltene böse Flamme in seiner unmittelbaren Nähe schwelen und glimmen zu wissen. Auf einer Bergfahrt, inmitten einer großen fremden Natur! Bei jedem Knistern des Bettstrohs fuhr er empor, lauschend, ob einer der Brüder sich gerührt habe und zu welchem Ende. — Der Joseph muß fort von hier! Es steckt etwas in ihm,

aber hier kann es sich nicht entfalten. Solch ein Dasein in der beständigen Nähe des Blutsfreundes, der ein Feind geworden ist, muß eine Seele vergiften. Ich werde ihm zureden, ihm helfen, daß er fortkommt! — In diesem Vorsatze schlief er endlich ein.

Ein paar Stunden mochte er geschlummert haben, als der Anruf des Joseph ihn weckte: es sei Zeit zum Aufstehen.

Fröstelnd und verschlafen kleideten die Bergsteiger sich an — suchten im Dämmer der Hütte ihr notwendiges Zeug zusammen. Als sie hinaustraten, war kaum eine Ahnung frühen Lichtes am Horizont zu erblicken. Der noch nächtliche Himmel stand voll verblässer Sterne, die heftig zitterten — eine feuchte Frische wehte den Ausziehenden entgegen. Der Joseph, als letzter, schloß die Tür der Hütte ab.

Einer hinter dem andern, gleichmäßigen langsamen Trittes, strebten die vier Gestalten, winzig inmitten der Unendlichkeit, der Höhe zu. Inzwischen verglommen die Sterne, und das Dunkel schwand vollends; am freigewordenen Osten brach gesteigerte Helle hervor — purpurne Wölkchen schwammen im silberigen Ätherduft. Leise hob sich der Morgenwind, ein lauer Wind — Joseph Gschwendtner zog ihn in die Nase, wie ein Jagdhund die Fährte schnüffelt.

»Föhn,« sagte er. Sonst nichts. Da niemand des Wortes achtete, veranlaßte er den Professor, der vor ihm ging, zum Stillestehen und redete eindringlich halblaut in ihn hinein.

Der rief die andern an. »Der Joseph rät uns von der Besteigung der Spitze ab. Es gehe der schlechte Wind, meint er — und das Frührot sei ebenfalls kein gutes Zeichen. Was tun wir?«

Dem jungen Kollegen kam dieser Zweifel äußerst ungelegen. Er hatte sich die heutige Tour fest vorgenommen, und seine Freizeit ging bald zu Ende. Fragend wandte er sich an seinen Führer, der mit einer Miene heiterer Überlegenheit daneben stand.

»Glauben auch Sie, daß das Wetter sich ändert?«

»Aber gar kein Schein, Herr Doktor — kein Drandenken! Morgen könnt's vielleicht sein; aber heut hält's bestimmt noch aus.«

»Dann gehen wir weiter!« Kurz entschlossen setzte der jüngere Mann sich mit dem zuversichtlichen Sprecher in Bewegung. Die beiden hinter ihnen Zögernden vernahmen noch, wie Aloys Gschwendtner halblaut bemerkte: etwas wagen müsse man immer bei dem Geschäft — nur habe einer mehr Schneid als der andre; das sei einmal so!

Wieder glitt über Joseph Gschwendtners Züge der unbeschreibliche Ausdruck, wie am Abend zuvor, da

er seines Bruders erwähnte. Er wandte sich an Thilenius.

»Wie ist's, Herr? So viel Schneid wie die da haben wir doch noch lang.«

Der Professor nickte bejahend. So folgten sie den Vorausgehenden nach.

\* \* \*

Höher stieg der Tag — höher der Pfad. Zwischen aufgetürmten Felsbrocken ging es hindurch, gewaltigen Blöcken, die seit Urzeit hier liegen mochten wie hingeschleudert von einer Riesenfaust. Die dünner werdende Luft der oberen Regionen hatte etwas Prickelndes — sie berauschte wie Champagner, vertrieb Erdschwere und Müdigkeit. In einer Mulde seitlich unterm Gestein, wo die Sonne nicht hin schien, lag ein Häufchen gefrorenen Schnees — sonst war er überall hinweggeschmolzen.

Keiner der vier sprach ein Wort. Sie bedurften ihrer vollen Aufmerksamkeit, um nicht fehl zu treten, jeden Vorteil wahrzunehmen. Bisweilen verschwanden sie im Geklüft der sich näher zusammenschiebenden Felsen — tauchten dann wieder auf, indem sie an einer fast senkrechten Wand sich mit Händen und Knien emporarbeiteten. Bei einer besonders

schwierigen Stelle hatten sich die Führer mit ihren Fremden durch das Seil verbunden. Während Thilenius die Brust an das kalte, feuchte Gestein preßte, sah er vor sich das Antlitz des Aloys, hörte er die schweren Atemzüge des Joseph unter sich — da durchzuckte es ihn sonderbar. Wenn einer der beiden das Seil durchschnitt, den andern hinabstieß! — Ein unsinniger, abenteuerlicher Furchtgedanke, der ihn schwindelgleich anfiel. — Der Joseph hatte das Zucken bemerkt und rief ihm zu: »Treten Sie halt auf meine Schulter, Herr! — da geht's leichter — ich stemm' mich schon fest an.«

Es ging wirklich ganz gut — ein Hinaufziehen, ein Ruck — da hatten sie den oberen Rand erklommen. Als sie droben standen, ein wenig ausrasteten — die Führer mit gelassenen, berufsmäßigen Mienen — da schämte Thilenius sich seiner vorigen Anwandlung —

Höher, immer höher. — Mehr und mehr entschleiert sich die große starre Einsamkeit vor ihnen, denen die Welt des Alltags versunken ist. Ein schwierig zu erkletternder Grat, der in einen schneeverwächten Kamm übergeht, trennt sie noch vom Ziel, einer dunklen Felspyramide. Die Führer schlagen Stufen in das Eis, den Tritt der Fremden zu sichern — der Aloys schlägt hurtiger, der Joseph tiefer und gleichmäßiger.

Von dem Grat genießt man freien Ausblick — fern, fern im Grunde liegt das Hochtal mit dem Eisenstrang der Gebirgsbahn, den Häusern, dem Kirchturm: winzig und puppenhaft wie aus einer Nürnberger Spielzeugschachtel. Bis zu den weitentlegensten Gipfeln ist alles klar, sogar merkwürdig nahe. Über ihnen im flimmernden Äther kreist ein kaum sichtbarer Punkt, ein Adler vielleicht. Auf halber Höhe nur hängen an den Bergen träge weißgraue Wolken, von der Sonne niedergedrückt.

Mählich ballen sie sich dichter zusammen, bilden eine wogende Schicht. Plötzlich hebt sich das Gewölk — mit staunenswerter Schnelle trägt es der Föhnwind empor. Der Nebel, der zuvor gefallen, geht jetzt nach oben. Die Berge verschleiern sich — der Himmel wird verfinstert und trüb. Striemiges Grau hängt von ihm zur Erde herab — regnet es nicht schon im Tal? —

Der aufquellende Dunst hat die vier Männer erreicht, ehe sie sich's versehen, sind sie völlig in das näßliche Gewoge eingehüllt. Da wäre Weitergehen nicht ratsam — besser, still zu warten, ob sich der Nebel etwa verzieht. — Allmählich lichtet er sich, so daß die nächste Umgebung wieder sichtbar und das Ende des Grates erreicht wird. Aber nun regnet es hier oben auch: ein feiner, kalter Regen, der den Steigern ins Gesicht peitscht! Vorher ist es auffällig warm

gewesen, zu warm für Anfang September — binnen kurzem hat es sich jetzt empfindlich abgekühlt. Ein leidiges Mißgeschick — so nahe dem Ziel. —

Joseph Gschwendtner betrachtete seine Hand, auf die abermals ein Tropfen gefallen war. Kein Tropfen, sondern ein weißes sternförmiges Gebilde. — »Schnee,« — sagte er in seiner einsilbigen Art.

Sie versuchten es noch, die Spitze zu gewinnen, doch vergeblich. Hände und Füße wollten bald nicht mehr haften in dem nassen, stellenweise vereisten Gestein. Überdies wuchs der Wind zum heulenden Sturm — nun schien Umkehr dringend geboten. So rasch es die Vorsicht erlaubte, klommen sie rückwärts, kämpften sich über den luftigen Kamm, von dem der Orkan sie herabzuwehen drohte. Wenn sie wenigstens die Hütte erreichten, ehe des Wetters ganze Wucht sich entlud.

Das Gestöber nahm zu. Eben da der Grat glücklich bezwungen war, woben Schneesturm und Nebel undurchdringlich ineinander. Die Hütte noch gewinnen zu wollen, wäre zu gefährlich gewesen. Keuchend spähten die Männer durch das Gestöber nach einem Unterschlupf. In dem Gewänd, das sie nun wieder umging, befand sich eine Art Felsvorsprung, ein überhängender Stein, unter den eine beträchtliche Höhlung hineinging. Ein paar seitlich aufgetürmte

Felsblöcke machten sie zu einem geschützten Aufenthalt. Fast gleichzeitig hatten die Brüder Gschwendtner den Gedanken, dort vorübergehende Zuflucht zu suchen. Mit etwa hundert Schritten war die Stelle erreicht.

Die Unterkunft war nicht eben gastlich; doch bot sie Schutz, ward also mit Erleichterung begrüßt. Joseph Gschwendtner benützte seinen Rucksack samt den verspreizten Eispickeln, um ein paar Öffnungen zu verstopfen, durch die der Schnee eindringen konnte. Er schwieg zu seines Bruders Behauptung, daß der Sturm jedenfalls von kurzer Dauer sein werde.

In ihre Lodenmäntel gewickelt, kauerten die vier unter dem schirmenden Dach und starrten aus übernächtigen verfrorenen Gesichtern in das Gestöber hinaus. Die Schnelligkeit des Flockentanzes hatte etwas Schwindelerregendes — schon bildete der Schnee einen niedrigen Wall vor dem Eingang der Höhle. Das war nicht schlimm — Schnee hält warm.

Um auch der Wärme von innen nachzuhelfen, ward die Flasche hervorgeholt: Jeder nahm einen tüchtigen Schluck Tee mit Kognak. Dann drückten sie sich wieder aneinander und sahen dem Tanz der Flocken zu. —

Weiß! Wirbelndes Weiß!

Luft und Erde sind eins, sind verschwunden! Nur noch das Weiß, das endlos herabwirbelnde Weiß.

Irgendeiner hat die Frage aufgeworfen: ob es denn nicht bald einmal heller werden will?

Joseph Gschwendtner schüttelt den Kopf. »Jetzt nimmer! Es ist spät am Nachmittag, da geht hierzulande die Sonne hinter den Berg.«

»Schon Nachmittag? Kaum zu glauben!« Aber des Professors Taschenuhr bestätigt die Wahrheit der Aussage. Es ist fünf Uhr.

Der heranrückende Abend macht sich fühlbar auch in dem Frost, der zu jeder Öffnung hereinschauert. Vor den bärtigen Lippen der Männer steht der Hauch wie Zigarrenrauch. Sie wickeln sich fester in die Mäntel; mit den tief ins Antlitz gezogenen Kapuzen sehen sie aus wie Mönche irgendeines unbekanntes Ordens.

Der in den Rucksäcken enthaltene Proviant wird zum Nachtmahl verteilt; ein bißchen knapp geht es freilich zu. Aber die gute Laune hält noch stand. Der Privatdozent meint: nun könne er sich doch in die Lage von Nordpolfahrern hineindenken. Aloys Gschwendtner versucht sogar, eins seiner Liedchen zu trällern; aber es will nicht recht klingen.

Sie sind alle matt und durchkältet. Es wird Zeit, daß man aus dem Loche da herauskommt! Bis morgen früh, behauptet der Aloys, wird es ganz bestimmt zu

schneien aufhören; der heilige Petrus habe es ihm geschrieben. Ja, darüber ist kein Zweifel, daß es doch endlich aufhören muß! —

Die Nacht war angebrochen. Thilenius war eingenickt, trotz der Unbequemlichkeit seiner Stellung — da rüttelte eine Hand ihn wach. Vor ihm stand der Joseph, das Antlitz beleuchtet vom Schein eines Streichhölzchens, das er entzündet hatte. »Zum Schlafen ist's zu kalt, Herr,« sagte er.

So gleichmütig die Warnung vorgebracht wurde — der Hörer fühlte sich unheimlich davon berührt. Es war wirklich kalt, fürchterlich kalt! Seine Glieder waren nahezu wie erstarrt. »Sind Sie wach, Doktor?« rief er zu dem Gefährten hinüber. Ein unmutiger Seufzer tönte als Bejahung. Der Aloys ließ sich nicht vernehmen — er schien kleinlaut geworden inmitten der schreckbaren eisigen Dunkelheit. Dagegen zeigte sich der Joseph mit einmal gesprächig.

Allerhand Geschichten fielen ihm ein, gehörte und selbsterlebte, von Bergbesteigungen mit Hindernissen, von gefährlichen Abenteuern, die sämtlich gut ausgegangen waren. Er erzählte stockend, als müsse er sich dazu zwingen; aber seine ungewöhnliche Redseligkeit hatte den Erfolg, die Aufmerksamkeit der beiden Stadtherren zu fesseln und die Eifersucht des Bruders zu wecken, der nun seinerseits mit ähnlichen

Berichten auftrumpfte. So hielten sie sich munter durch die lange Frostnacht; und die murmelnden Männerstimmen verscheuchten die Gedanken, die in schlummerlosen Hirnen leicht zu grausigen Vorstellungen anwachsen.

Dennoch: wie schien sie endlos, diese Nacht!

\* \* \*

»Es schneit noch immer!«

Sobald es zu tagen begonnen, hatte Joseph sich hinausgewagt, nach dem Wetter zu sehen; aber gleich kehrte er wieder und verkündete, sich die Flocken aus Bart und Brauen wischend, das niederschlagende Ergebnis: »Es schneit noch immer!«

Ein förmlicher Aufruhr entstand. Das war ja nicht zu überdauern — wie sollte man denn hinabkommen? Der junge Tourist wollte unbedingt den Abstieg versuchen, zurück nach der Hütte. Aber die beiden Führer, in seltener Übereinstimmung, rieten ihm ab: es sei unmöglich. Warten sei das einzige!

Der Professor hatte über dieses Wartens Ausgang seine eigene Ansicht. Seit der Nacht ward er das Gefühl nicht los, daß vor dem Eingang der Höhle einer sitze, ein Unsichtbarer, Gewaltiger, dessen Macht nichts Lebendiges entrinnt. Und während seine Augen

nichts sahen, als wirbelnden Schnee, sah er im Geiste den Augenblick, da sie dem draußen verfallen sein würden — doch verschloß er seine Überzeugung in einem festen Herzen. Nur der Joseph — das wußte er — dachte wie er.

Wäre die Kälte doch minder fühlbar gewesen! Das Blut schien in den Adern der Gefangenen zu gefrieren. Durch Schlagen mit den Armen, Stampfen mit den Füßen suchen sie es zu beleben — viel hilft das nicht. Und mit dem Rest von Tee muß gespart werden. Der übrige Vorrat ist ohnedies zu Ende.

Die Stunden verstreichen, bleiern schleichen sie dahin. Zum Glück beginnt die Erschöpfung, wie sie zunimmt, auch das Bewußtsein des Unerträglichen abzustumpfen. Der Professor versucht, Klarheit in sein Denken zu bringen — ohne Zusammenhang, mitten hinein verfolgt ihn das Bruchstück eines Verses aus der »Edda«, die er seit wie lange nicht in Händen gehabt hat. »Feuer ist das beste dem Erdgeborenen — und der Sonne Schein.« — Er wiederholt es bis zum Überdruß, kann nicht davon los; inzwischen nähert sich Aloys Gschwendtner dem Privatdozenten und richtet flüsternd ein Gesuch an ihn. — Seinen letzten Willen möchte er aufsetzen für alle Fälle! Der junge Mann willfahrt ihm, schreibt mit klammern Fingern in

sein Notizbuch, was jener ihm einsagt. — »Für meine Frau Martha und meinen Buben —«

Da überkommt es den Schreibenden — das Gedächtnis der Liebe, die daheim auf ihn wartet, die er nicht mehr sehen soll — er birgt das Gesicht in den Händen und stöhnt. Ein Zucken rinnt auch durch des Professors straffe Gestalt: er gleichfalls hat eine daheim, kein junges, rosiges Zukunftsglück, sondern eine Treue, Bewährte! Muß die schwere Trennung denn sein? — unabwendlich? — Es ist ein Augenblick allgemeiner schrecklicher Haltlosigkeit.

Da richtet der Joseph sich auf — streng sieht er den zusammengebrochenen Bruder an. »Mensch,« sagt er, »bist du ein Führer? und machst den Geführten angst? Was brauchst du daherreden von deinem letzten Willen und End? Ist das deine Schneid, mit der du so groß tust?« — Er wendet sich an die zwei andern. »Herr Doktor, und Sie auch, Herr Professor, sind Sie ruhig! Ich sag': wenn's Gottes Will ist, kommen wir schon durch! Ein paar Mannsbilder wie wir werden das bißl Frieren und Hungerleiden doch aushalten! Mut haben und Kopf hoch! Das ist die Hauptsach'!«

So groß ist der Joseph noch nie dagestanden. Als wüchse seine Gestalt durch das niedrige Felsdach hindurch! Ist es darum, weil er allein im Leben nichts zu verlieren hat, daß er so unerschütterlich bleibt?

Oder ist es seine Gemütsart, die ihn fest macht wie einen Felsen?! — An seiner Fassung stärkt sich die der übrigen drei; sie schämen sich ihres Kleinmuts, und von keinem hört man fürder ein verzagtes Wort. Er, der Joseph, sorgt gleich einer Mutter: seinen Wettermantel drängt er durchaus noch dem Professor auf; er verzichtet auf den letzten Tropfen Getränk, der ihm zukäme, zugunsten der Geführten. »Ich brauch' nichts.« — Nein, er braucht nichts für sich — er hat Kraft genug, um andern noch davon mitzuteilen. Und während abermals endlose Stunden verstreichen, das Flockengewirbel immer noch fort dauert, bleibt er bei seiner unverzagten Meinung: »Nur aushalten! Wir kommen durch!«

Daß er dazwischen, ungesehen in seiner dämmerigen Ecke, die Lippen sacht bewegt, heimlich die Sterbegebete hersagt, wird niemand gewahr. Es ist auch nur für alle Fälle!

\* \* \*

In der Höhle herrscht ergebungsvolle Stille. Aber auch draußen ist der Wind schon seit einer Weile verstummt. Joseph horcht hinaus. — Scheint das Knistern in der Luft nicht nachzulassen? Wird der Himmel nicht heller und höher? — Die Eingespernten

tauschen einen Blick. — »Es hört auf,« spricht der Joseph; und so gelassen er es sagt, klingt doch Jubel aus seiner Stimme.

Noch eine halbe Stunde — da hat es wirklich aufgehört! — Die vier Männer, kaum noch vermögend, auf ihren Füßen zu stehen, kriechen hinaus ins Freie. Eine Winterlandschaft, mitten im Spätsommer! Bäume, Berge, Klüfte — gleichmäßig vom frischen, glitzernden Schnee bedeckt! Darüber wogt und dampft es noch von herumziehendem Gewölk — aber von oben lugt blauer Himmel herein. Das Blaue breitet sich leuchtend aus, indessen der Dunst allmählich zerrinnt — plötzlich bricht ein Strahl klarer Sonne hervor und vergoldet die weißen Fernen.

Die Sonne! Die keiner mehr zu sehen gehofft hat!

—

Aber in die feierliche Auferstehungsfreude mischt sich die Sorge um den zu vollbringenden Abstieg. Der Pfad ist voll lockeren Neuschnees — kein Stein, kein Spalt zu erkennen; die Gefahr wird erhöht durch des Professors und noch mehr des Doktors erschöpften Zustand. Können sie nur mühsam treten, so taumelt Aloys Gschwendtner bei jedem Schritt. Wie sich ausweist, hat er die Füße erfroren — es scheint ein Ding der Unmöglichkeit, ihn hinabzubringen.

Bedenklich schaut der Joseph ihn an. »Heb dich an!« — fordert er kurz — er will es versuchen, muß jedoch bald einsehen: es geht nicht! — Auch der Aloys sieht das ein. »Laß mich aus — es nutzt nix!« sagt er, ohne den Bruder anzusehen, und läßt sich auf den Boden niedergleiten.

Ja, wenn der schwierige Rückweg nicht noch vor ihnen läge! Aber als einzig Rüstiger drei Geschwächte hinabzuleiten, scheint allzu gewagt, selbst für den Joseph. Der Aloys allein kann schon ihr Verderben werden. Und die Führerpflicht, die Joseph vor allem dem Professor schuldet! — Der schlägt vor, der Joseph solle zuerst seinen Bruder in Sicherheit bringen, dann mit Verstärkung wiederkommen, sie beide zu holen. Das will der Joseph nicht. »Nein, Herr, Sie gehen vor.«

Ratschlagend stehen sie, umringt von Schnee und Kälte — wie schwer ist die ersehnte Geborgenheit zu erlangen! Wenn doch drunten jemand die rettende Einsicht hätte, ihnen Hilfe zu senden. — Der Joseph holt sein rotes Sacktuch heraus, bindet es an einen der Bergstöcke und läßt es von sichtbarer Stelle heftig wehen wie das Fähnlein eines Schiffbrüchigen. In kurzen Pausen von zwei Minuten wiederholt er das Zeichen mehrere Male — ebenso oft, in

gleichmäßigen Abständen, lassen sie einen vierfachen langgezogenen Hilferuf ertönen.

Tief drunten im Tale das Häuserhäufchen ist genau zu unterscheiden; die Hinunterstarrenden fragen sich, ob nicht die von dort heraufschauen, der Notsignale gewahr werden?

Seinerseits macht Joseph den Vorschlag, die Genossen einzeln zu bergen, seinen Bruder zuletzt. Nun will der Professor nichts davon hören. »Haben wir bis jetzt zusammengestanden, so bleiben wir beisammen bis ans Ende!«

Also harren sie aus. — Da wird der Joseph einiger schwarzer Punkte ansichtig, die ganz drunten sich langsam über ein Schneefeld bewegen. Er reckt den Hals, blickt scharf hin — die Punkte nähern sich, werden größer, kommen herauf. Ihrer fünf bis sechs mögen es sein. — Mit einem Male geschieht etwas Unglaubliches: der stille, gefaßte Mensch, der steinerne Joseph reißt seinen Hut ab, schwenkt ihn wie unsinnig und stößt einen hellen, weithin schallenden Juchschrei aus!

»Da — da — Herr Professor!« — Er packt den Erstaunten beim Arm. »Sie haben uns gesehen — sie kommen uns abholen — jetzt sind wir gerettet!«

\* \* \*

Seit dem vorigen Tage hatte die Martha keine ruhige Stunde gehabt. Bald nach ihres Mannes Fortgang hatte sie erfahren, daß auch sein Bruder unterwegs sei, nach dem gleichen Ziel. Und sie ward den Gedanken nicht los, daß die beiden einander begegnen, daß bei dieser Begegnung unheilvolle Dinge sich ereignen müßten.

An ihrem Fenster sitzend, mechanisch die Hände bewegend, wandte sie keinen Blick von dem felsigen Gipfel, der ihr gerade ins Fenster schaute. Sie sah, wie der Nebel, anfangs niedergedrückt, wieder emporstieg und eins wurde mit dem graubewölkten Himmel. Sie hörte, wie der Regen herabzurieseln begann, ein richtiger Dauerregen. Was hier unten Regen war, wandelte sich droben in Schnee.

Warum bangte sie nur so? Waren die beiden nicht wetterfeste erprobte Männer? Hatte nicht jeder von ihnen seinen Fremden bei sich, dem er Dienst und Hilfe schuldig war? Sie würden nicht Weile haben, ein Wort miteinander zu tauschen, selbst wenn sie zusammentreffen sollten. Freilich: bei solchem Wetter blieb eine einzige gemeinsame Zuflucht: die Unterkunftshütte. Waren sie dort?

So völlig spannen die Gedanken sie ein, daß sie ihres Bübchens Geplauder überhörte, bis er geradeswegs zu ihr hinkam, sich fragend an sie

schmiegte: was ihr denn sei. »Mir ist so angst,« bedeutete sie ihn.

»Vor was angst, Mutter?« fragte er.

Ja, wenn sie das selber gewußt hätte!

Aber die Angst wich nicht — ward nur heftiger, sinnverwirrender mit jeder Stunde. Martha ließ Haus und Arbeit im Stich, lief in das Gasthaus, um zu erkunden, ob von beiden Fremden keiner zurück sei? Was ihr auch einfalle? lautete die Antwort — die wären doch natürlich so gescheit, in der Hütte geborgen das schlechte Wetter abzuwarten.

»Nein,« sagte sie verstört, »nein, sie sind nicht dort.« Sie hätte darauf schwören können — und wenn alle sie verlachten und verhöhnten: sie war ihrer Sache gewiß. Im Flur des Gasthauses, auf der Gasse hielt sie jeden ihr Bekannten an, bat und flehte: es möchten etliche hinauf, den Bergsteigern entgegengehen. Die Männer des Ortes staunten sie unwillig an — was kam der ruhigen Frau mit einmal zu Sinn!?

Wenn eines Menschen Gewissen noch so lange schläft — in Stunden schwarzer Sorge wacht es auf. Das der Martha hatte überhaupt nie aufgehört, ihr den Verrat vorzuwerfen, den sie an einem treuen Manne begangen, bloß weil sein Bruder blankere Augen hatte und einschmeichelndere Worte zu machen verstand. Sie hatte Versöhnung erbeten und war nicht erhört

worden — sie hatte immer geahnt, daß der Tag kommen werde, da ihr Wankelmut heimgesucht würde — und nun war der Tag angebrochen. Da droben geschah irgend etwas, etwas Schreckliches. Aber das konnte sie den Leuten nicht klar machen, die sie kopfschüttelnd, wie eine Irre, umstanden. Da rief eine Stimme vom Gasthaus herüber: an der Marltspitz droben habe man Rufe gehört und sehe durchs Fernrohr deutliche Flaggenzeichen. Offenbar befänden Touristen sich in Gefahr.

»Sie sind's!« — Die Martha griff sich mit beiden Händen nach dem Kopfe — sie taumelte. Eine der Nachbarinnen umschlang ihren Leib und führte die Schwankende hinweg. Dann ward ungesäumt eine Schar bergkundiger Männer aufgeboten, die, mit allem Nötigen ausgerüstet, sich aufmachten, die Eingeschneiten zu erlösen und herabzubringen.

Sie kämpften sich hinauf, die tapferen Helfer, unter erdenklichster Mühsal, bis sie der erschöpften vier ansichtig wurden. Sie nahmen sie in ihre Mitte, labten sie und legten den jüngeren Gschwendtner auf eine Trage, die sie mitgebracht. So schafften sie ihn samt den übrigen hinab.

\* \* \*

Als der kleine Trupp mit den Geretteten zu Tale kam, standen die Dörfler in Scharen am Wege, bis vor den Ort hinaus. Sie streiften mit neugierigen, scheuen Blicken die vier, die dem Bereich des Todes entronnen waren, von denen zwei kaum gehen konnten und der dritte getragen werden mußte. Da kam keuchend die Martha gelaufen, sah ihres Mannes unbehilflich hingestreckte Gestalt und tat einen Schrei. »Was hast ihm getan, du?« schrie sie den Joseph an, der ruhig nebenherschritt. Er erwiderte nichts als: »Aber Martha!«

Der Professor dagegen faßte ihren Arm und sagte ernsthaft: »Still, Frau, Sie wissen nicht, was Sie reden. Braver als der Joseph gewesen ist, kann kein Mensch sein.«

Da sie das hörte, brach sie in lautes Weinen aus.

Wie natürlich, waren die Heimgekehrten der Mittelpunkt allgemeiner Sorgen und Bemühungen. Der Joseph allein lehnte alles Gebotene ab — er glaube nicht, daß die Geschichte ihm was mache — sagte er. In sein Häuschen ging er, bereitete sich einen warmen Trunk und legte sich dann ins Bett mit nicht weniger als sechs Federbetten auf sich, »damit's die Kälten herauszieht«. Danach war er wieder der alte.

Anders sein Bruder. Es erwies sich nun, daß die Lebfrische Aloys Gschwendtners nicht viel mehr

gewesen war als ein schöner Schein. So wie sein Frohmut ihm nur in guten Stunden treu blieb und angesichts schwerer Ereignisse sich in Verzagtheit wandelte, so war auch sein Körper nicht von wirklich ausdauernder Beschaffenheit. Zu den erfrorenen Füßen gesellten sich stechende Schmerzen im Rücken; anfänglich achtete niemand darauf, bis das steigende Fieber Anlaß gab, daß ein Arzt zugezogen und eine Rippenfellentzündung festgestellt ward. Den jungen Dozenten, der gleichfalls mehrere Tage schwer erschöpft zu Bett gelegen, hatte die Sehnsucht nach Hause getrieben. Seine Teilnahme für den kranken Führer hatte er durch Zurücklassen einer Summe Geldes betätigt. Thilenius nahm sich vor, zu bleiben, bis der letzte Tag seiner Ferien herangekommen; er hatte das Gefühl: Menschen, mit denen man die Stunden höchster Gefahr geteilt, dürfe man nicht verlassen.

Allmorgendlich, bisweilen zweimal des Tages, sprach er im Häuschen des jüngeren Gschwendtner vor. Nicht minder oft erschien der Joseph, er, der ehemals seines Bruders Schwelle mit keinem Fuß betreten gewollt. Als er sie das erstemal überschritt, kam die Martha ihm entgegen. »Verzeih mir, Joseph!« bat sie demütig.

Er wies sie nicht ab, wie er vordem getan. »Laß doch, Martha,« sagte er. »Wir wissen ja, wie's gemeint ist.«

Wenn sie zu leiden hatte unter ihres Kranken wechselnden Launen, war Josephs stumme ruhige Gegenwart ihr ein Trost. Bisweilen, obwohl selten, richtete er auch ein paar mahnende Worte an den Bruder und zuckte nur die Schultern, so oft jener ihn mit kindischer Ungebärdigkeit zurückwies. Des bisherigen Haders erwähnte keiner von ihnen, wie auf Übereinkunft. Dagegen hatte sich bald eine Freundschaft entsponnen zwischen dem Joseph und seinem Bruderssöhnchen, dem er häufig das Geschenk eines glimmrigen Steins oder einiger bunter Schusserkugeln mitbrachte. In kleine Leute konnte der Joseph sich erstaunlich gut finden.

Anfänglich bestand Hoffnung auf einen günstigen Krankheitsverlauf. Aber der Aloys selber half sie zunichts machen, indem er sich gegen jede Anordnung des Arztes auflehnte, sie mit Mißtrauen oder gar nicht befolgte. Hatte er seinen mutigen Tag, so meinte er: es tue nicht not — in finsterer Stimmung grollte er: es helfe doch nicht. Und damit behielt er recht, trotz aller Pflege der Martha.

Als es ans Ende ging, war Aloys Gschwendtner bei halbem Bewußtsein. Er sah den Bruder, der sich über

sein Lager beugte, mit einem Blicke dämmernden Erkennens an und schob ihm mühsam die Hand hin. Joseph nahm sie zwischen die seinigen. »Ja, ja, Lois — bin dir schon gut,« sagte er beschwichtigend, wie man zu Kindern spricht. Der Sterbende betrachtete ihn unverwandt, einen Ausdruck tiefer Befriedigung in den umflorten Augen — aber Sprache und Gedanken gehorchten nicht mehr. — Bald nachher war alles vorbei.

Der Joseph trat vor die Haustür und schaute dem Flügelschlag eines weißen Vogels nach, der fern am Horizonte verschwamm. Dem Professor, der sich zu erkundigen kam, teilte er kurz gefaßt die Trauernachricht mit. »Es war kein unrechter Mensch, mein Bruder — Gott hab' ihn selig! Bloß wir zwei haben's nicht gekonnt miteinander — das war das ganze.« Damit wandte er sich, wischte das Gesicht am Rockärmel und ging ins Haus zurück.

Nachdem Aloys Gschwendtner zur Erde bestattet worden, suchte Thilenius den älteren Bruder nochmals auf in seiner kleinen, kahlen Behausung unterm Gestein. »Joseph, was ist's mit uns? Sie sind mir die Antwort noch schuldig auf meinen Antrag wegen der Aufseherstelle.« — Wiederum leuchtete in des Führers stillem Antlitz ein gelüstiger Schein wie dazumal.

Aber er verglomm rasch, um einem anderen, tief innerlichen Ausdruck Platz zu machen.

»Ich hab' mir's überlegt, Herr Professor! An dem Abend, ehvor wir droben eingeschneit sind, war ich so gut wie entschlossen: ich nehm's an! Aber jetzt, jetzt sag' ich vielmals Dank und — sind Sie mir nicht böse — es geht nicht!«

Vergeblich wies ihn Thilenius auf die Vorteile der gebotenen Stellung hin. — »Ja, das ist alles recht — und daß ich die schönen seltenen Steiner nicht sehen soll, reut mich schon von Herzen. Aber die Martha und ihr Bub — die brauchen wen, der für sie sorgt und den Vater macht im Haus. Es ist ein lieber Bub — wahrhaftig — an meinem Steingerassel hat er die größte Freud. Sie sehen selber: die zwei kann ich nicht im Stich lassen.«

Thilenius hielt ihm die Hand hin. »Sie haben recht, Gschwendtner,« sagte er, »und wegen der Sammlungen lassen Sie sich's nicht leid tun! Die wertvollsten Steine sind nach außen oft die unscheinbarsten. Also Gott befohlen!«

Nochmals schüttelten sie einander die Hand — dann ging der Professor, sich reisefertig zu machen; denn auch ihn verlangte heim, zu den Seinen. Sein Weg führte an einer kleinen baufälligen Kapelle vorbei, die in ihrem Giebel das arg verwitterte

Steinbildnis eines nicht mehr erkennbaren Heiligen trug. Zwischen dem Gewand und dem segnenden Arm der Figur aber hatte ein Schwalbennest sich eingezwängt, aus dem die zwitschernden Kleinen lustig hervorlugten. Ob des Anblicks mußte Thilenius lächeln, weil er eines anderen Nestes und seines Beschirmers gedachte.

»Die beiden werden's gut haben,« sann er für sich.  
»Und die nachkommen, ebenfalls!«

## Die kalte Pein.

Die Sonne warf einen schrägen, zittrigen Strahl auf den Boden der peinlich sauberen, holzvertäfelten Stube. Der Strahl streifte den Tisch nebst den mancherlei Papieren, die darauf ausgebreitet lagen, sowie das schwarze Kleid der Frau, die seitlich vom Tische saß und zerstreut in ihren Schoß blickte. Es war eine schlanke, beinahe hagere Frau, mit fahlblondem, gescheiteltem Haar, schmalen Lippen und sehr hellen, weitschauenden Augen, an denen die Wimpern nicht zu bemerken waren. Außer ihr befand sich noch jemand in der Stube, ein klug aussehender Graukopf mit glattrasiertem Kinn, der bedachtsam und geschäftsmäßig in die Frau hineinsprach. Sie hatten viel zusammen abzureden gehabt in letzter Zeit, der Gemeindevorsteher und die Witwe des unlängst verstorbenen Kaufmanns und Grundbesitzers Lorenz Althammer. Viel Schreibereien und auch gelegentliche Fahrten nach der Stadt, zum Sitz des Amtsgerichtes, hatte es sie beide gekostet, bis die umständliche Verlassenschaft geordnet war. Aber nun schien die Sache im wesentlichen erledigt — der

Gemeindevorsteher schichtete die über den Tisch verstreuten Papiere säuberlich aufeinander, steckte die ihm zur Bewahrung obliegenden in die Brusttasche seiner Joppe und sagte mit einem befriedigten Aufschnaufen: »Aldann hätten wir's in der Ordnung soweit!«

»Ich mein' schon,« gab die Frau zurück; ihre Stimme hatte einen verschleierten Klang, obwohl sie des Redens und Befehlens gewohnt war. »Ich sag' auch vielmal Dank, daß du dich so hast plagen müssen meinethalb,« fügte sie hinzu und bot ihm die Hand.

Er entgegnete wohlwollend: das sei ja Schuldigkeit! »Und zudem sind wir doch gefreundet miteinander, wenn auch so um sechs Ecken herum; und ich hätt's schon dem Andenken von deinem Seligen zulieb tun müssen.« Er fühlte den Drang, hier etwas Schickliches zum Lobe des Toten einzuflechten, fand aber keinen Ausdruck dafür und beschränkte sich, indem er sich vom Stuhle erhob, auf den Gemeinplatz: »Gib dich in Gottesnamen drein, Kramerin; sterben müssen wir alle.«

»Ja,« sagte sie nickend — ihre Blicke schweiften an ihm vorbei, zum Fenster hinaus, wo der Sonnenstrahl, der eben noch ins Zimmer gelugt, sich mehr und mehr auf die Spitzen und Grate der Berge zurückzog. Bald würde er überhaupt verschwunden sein; denn hinter

den himmelhohen Wänden, die das Hochtal einschlossen, versank die Sonne früh — länger als bis vier Uhr schien sie selbst im heißen Sommer nicht.

Des Vorstehers Auge war dem ihrigen gefolgt; doch kümmerte er sich nicht um die Sonne, sondern spähte in einer bestimmten Richtung an den Berghängen hinauf, die schroff in das Tal abfielen. Bis dorthin, wo die fruchtbare Erde aufhörte und der starre Fels begann, war das Gewänd mit Nadelwald bestanden; droben zwischen den Stämmen krabbelte es und regte sich von Gestalten, die in der gewaltigen Entfernung winzig aussahen, kleiner als Mäuse in einem Kornfeld. Aber an schädlicher Emsigkeit gaben sie jenen geschäftigen Nagern nichts nach; denn schon zeigten inmitten des Lärchenwaldes sich kahle Flecke — Stellen, an denen ein Haufe gefällter, abgeschälter Stämme kläglich übereinander lag, während die noch aufrecht stehenden im Gefühle, bedroht zu sein, enger zusammenzurücken schienen. Jetzt eben geriet einer der Riesen, dessen Wurzel die gefräßige Axt getroffen hatte, ins Wanken — neigte sich langsam, schwerfällig vornüber — plötzlich stürzte er zu den andern dahin; es war, als sei der dumpfe Hall seines Sturzes bis herab vernehmbar. —

Der Gemeindevorsteher wandte sich tadelnd zu der Witwe, die neben ihm stand und ihr schwarzes Kleid

glättete. »Die haben's schon recht notwendig,« bemerkte er scharf. »Das war, nimm mir's nicht übel, nicht der gescheiteste Streich von deinem Mann, daß er den Wald verkauft hat. An die Gesellschaft, die wo's nicht eilig genug hat haben können mit'n Abholzen. Eine Sünd und Schand ist's — der Wald, der seit Menschengedenken steht, und hat niemand an ihn rühren dürfen! Ich bin nicht der, wo gern zum Streiten anhebt, und hab's auch zu spät erfahren; aber bei dem Handel hätt' eigentlich die Gemein auch ein Wörtl dreinzureden gehabt.«

Eine flüchtige Röte glitt über das blasse Gesicht der Frau. »Da laßt sich jetzt nix mehr richten, Vorsteher,« versetzte sie; »hintennach ist's leicht, gescheit sein.«

»Das wohl! Im übrigen sagt halt jeder, wie er sich's denkt, und ich sag' so viel: wenn dein Seliger — der Herr gib ihm die ewige Ruh'! — mich um Rat gefragt hätt', ich hätt' ihm abgeraten. Jetzund behüt' dich Gott, Frau, und laß dir die Trauer nicht zu hart tun!«

Sie geleitete ihn auf den Hausflur hinaus und wiederholte ihren Dank. Als er gegangen, blieb sie noch eine Weile in der Haustür lehnen und schaute ins Leere; ihre Gedanken waren bei einem, den sie mit ihren leiblichen Augen nicht mehr schauen sollte. »Der Herr gib ihm die ewige Ruh'!« Oftmals, im

Geiste, im Gebet hatte sie den frommen Wunsch wiederholt — und doch —

Die Sonne war nun wirklich im Scheiden. Schon verschwammen die Höhen und Zinnen umher in dämmerigem Blauschwarz; eine seltsame Kühle schauerte durch das Tal. Nur auf dem Gipfel des höchsten, fernsten Berges, dessen Gletscherfeld tief in das Geröll hinabreichte, glomm ein fahles Licht. Über der beglänzten Spitze ballten ein paar streifige Abendwolken sich zusammen und lösten sich langsam, allmählich in Dunst auf, daß es aussah, als sei es Rauch, der aus dem Berg emporsteige.

»Schauen Sie, Frau,« rief der Altknecht Severin, der draußen hantiert hatte, im Vorbeigehen der Witwe zu, »der Gletscher dampft — die armen Seelen, scheint's, machen sich ein Feuerl an.«

Die Frau erwiderte nichts, sondern kroch wie frierend in sich zusammen und verschwand ins Haus. Sie hatte drinnen noch mancherlei zu bestellen: die Abendkost für sich und das Hausgesinde, zuvor den Abschluß des Ladens. Nach dem Nachtmahl war es Sitte, den Rosenkranz zu beten zu besonderem Gedächtnis des heimgegangenen Hausherrn; dann tönte das dumpfe Gemurmel der vereinigten Stimmen weit auf die Gasse hinaus. Und hernach kam es der Kramerin zu, ihr Kasse zu revidieren und die nötigen

Einträge in ihre Geschäftsbücher zu machen — so war es noch von ihres Mannes Lebzeiten hergebracht.

Auch dieser Abend verlief wie alle Abende; es war schon spät, als die Witwe dazu gelangte, ihre Lagerstatt aufzusuchen. Sie stieg in die Kammer hinauf; aber statt sich zu entkleiden, stand sie eine Weile unschlüssig, ging zögernd auf die Truhe zu, die, mit Tulpen und Herzen bunt bemalt, die eine Ecke des Gelasses ausfüllte, und kauerte davor nieder. Der geöffnete Deckel ließ allerhand Kleidungsstücke sehen; sie kramte darin, bis ein Pack Mannshemden zum Vorschein kam, die noch wie neu erschienen. Die betrachtete sie eine Weile, prüfte mit der Hand die Leinwand, währenddessen sie einen unwillkürlichen schweren Seufzer ausstieß — dann schaute sie hastig und scheu um sich, warf den Deckel der Lade zu und begab sich zur Ruhe.

\* \* \*

Die Kammer der Mägde lag im Obergeschoß neben der der Frau, nur durch eine dünne Wand getrennt. Mitten in der Nacht erwachte die jüngere, die Wally, die erst seit wenigen Monaten im Hause war — sie hatte ein Geräusch gehört, horchte mit verhaltenem

Atem und stieß die Schlafgenossin an. »Du, los' zu, mir kommt's vor, die Frau schläft wieder nicht.«

Die alte Mechthild hob nur ein wenig den müden Kopf vom Pfühl. »Weiß schon,« sagte sie, »vorhin hab' ich sie stöhnen hören. Das ist einmal so, seit der Ihrige tot ist — da kannst nichts machen.«

Die Junge blieb eine Weile still, dann flüsterte sie: »Weißt, sie derbarmt mich frei. Entweder muß ihr's doch bitterlich leid sein um ihn — oder kann sein: die Pfleg und Wartung hat sie so hart angegriffen. Wenn man wochenlang jede Nacht aufstehen muß! So war's mit meiner Mutter nach dem Vater seinem Tod; die hat auch die ganze Zeit danach nimmer schlafen können.«

Wieder eine Pause — nur das Knistern des Bettstrohs war vernehmbar und das Ticken des Holzwurmes im Sparrenwerk. Darauf kam es undeutlich aus dem andern Bett: »Ja, ja, wird schon sein! Kann sein aber auch, daß er ihr sonst keine Ruh' laßt!«

»Jesus Maria, wie meinst?«

»Sst, sei stad, red nicht so laut! Man soll seine Hausleut nicht ausrichten, ist wohl wahr — aber seine Gedanken hat man halt doch. Er — du weißt schon — ist nicht immer der Beste gewesen, mehr sag' ich nicht. Wollen's hoffen, daß er in Frieden ruht — aber: nichts Gewisses weiß man nicht!«

Die Junge hub zu jammern an: da müsse sie sich ja zu Tod fürchten — keinen Tag bliebe sie im Haus, wenn sie glaubte, daß so etwas möglich sei.

»Geh zu!« versetzte die Alte gleichmütig, »das wär' der erste Tote aus dem Haus nicht, der nicht in seinem Grab verblieben ist.«

Nun überwog die Neugierde das Gruseln der Wally. »Wie doch? Sag!« beehrte sie und reckte lauschend den Kopf, so weit sie nur konnte, zum Nachbarbett hinüber. — Da sagte die Mechthild es ihr:

»Der Urgroßvater vom jetzigen — vom verstorbenen, mein' ich — ist seinerzeit bloß ein armer Häusler gewesen. Nicht hier, wo jetzt das Haus steht, sondern ganz am drunteren End vom Ort hat er gewohnt. Natürlich hätt' er's anderst haben mögen, reich sein und ein schönes Anwesen haben; aber woher nehmen und nicht stehlen? Einmal so geht er nach Aveläuten heim von einem weiten Gang, muß übern Berg, unterm Gletscher vorbei — da sieht er drei Männer sitzen um einen Stein und Karten spielen. Ganz fein beieinand soweit — grad das eine ist ihm gespaßig vorgekommen, daß sie so brettdicke Lodenröcke tragen und Wildschur, wiewohl es im heißen Sommer gewesen ist. Sie reden ihn freundlich an; er sitzt zu ihnen nieder und schaut ihnen zu, wie sie spielen, um lauter blankes Gold. So viel Gold, daß

dem Mann ganz heiß wird vor lauter Wunder und Neid. Jetzt soll er mitspielen — sie fordern ihn auf, aber er muß es ausschlagen. . . . ›Ich hab' kein Geld zum Einsetzen,‹ sagt er, ›ja, wenn ich so einen Haufen hätt' wie ihr‹ — und spitzt so nebenhin auf das Gold, das ihm gar so in die Augen sticht. Die drei lachen und schauen einander an. ›Du kannst von uns kriegen, so viel du willst,‹ sagt der eine, ›bloß eine Kleinigkeit mußst du versprechen dafür.‹ Erst hat der Häusler gemeint, sie halten ihn für 'n Narren; wie sie aber versichert haben, es ist ihr Ernst, hat er sich schier vor Freuden nimmer auskennt. ›Her mit dem Geld — ich versprich alles!‹ — ›Ja, also — daß du uns in Zukunft willst hüten helfen, was wir hüten,‹ haben sie gesagt. Das verspricht er; und sie geben ihm einen großmächtigen Sack voll Geld und sagen, er soll jetzt heimgehen. ›Aber nicht umschaun darfst du dich,‹ hat ihm der eine noch eingeschärft. Er, ganz narrisch vor lauter Freuden, schiebt geschwind davon mit seinem Sack; aber wie er ein Stück weit weg ist, plagt ihn der Fürwitz, und er schaut über die Schulter zurück. Was sieht er — ja, was meinst? Die Männer hocken nimmer da, wo sie gesessen sind; im blanken, blauen Gletschereis sitzen sie, eingefroren bis an die Brust und klappern und greinen vor übergroßer Kälte. Da hat er's gewußt, daß es verdammte Seelen sind, die im

Gletscher die kalte Pein erleiden und daß er ihnen ihre Schätze muß hüten helfen nach seinem Tod.«

»Hör auf, Mechthild, mir graust's. Hör auf!«

Aber die Alte fuhr unbekümmert fort: »Ja, den Mann hat's auch gegraust. Am liebsten hätt' er ihnen ihr Geld nachwerfen mögen und sein Versprechen zurück haben; aber schließlich hat er doch zu sehr am Geld gehängt. Und wie er einmal ein Haus gebaut hat — dasselbige Haus hier — und der reichste Mann am Ort gewesen ist, da hat's keine Umkehr nimmer gegeben. Er hat sich groß getan mit seinem Wohlstand; und samt dem ist er immer vergrämter und grautiger geworden, weil er an seinen Tod gedacht hat und an das, was nachher kommt: an die kalte Pein. Richtig mittendrin wird er krank, zum Sterben krank; und kein Doktor hat nimmer helfen können. Da laßt er sich ein Gewand machen vom allerstärksten Loden, eine Pelzkappe mit Ohrenzipfeln dazu und Fausthandschuhe mit Pelz gefüttert — kurz alles so warm wie möglich, und ›damit‹, hat er gesagt, ›sollt's ihr mich anlegen, wenn's auf die letzt geht.« Die Seinigen haben nach seinem Willen getan; und in dem Gewand ist er verstorben und auf dem Schragen gelegen. Das ist am Abend geschehen; in der Früh aber war der Leichnam verschwunden, und etliche Leut haben ausgesagt, daß sie ihn in seiner dicken

Kluft haben dahingehen sehen, nach dem Gletscher zu. Das Ding ist vertuscht und der leere Sarg ist begraben worden; bloß daß damit nicht alles aus war. Denn auf Kind und Kindeskind hat seine Geldgier geerbt; eine ungute, neidige Sippschaft sind sie gewest und geblieben, der Sohn wie der Enkel — und der Letztverstorbene, das war der nämliche. Sie, die Frau, ist von Haus aus anders gewesen; aber der Mann hat sie angelernt, bis sie hübsch sacht auf die gleiche Seiten gekommen ist. Und wer weiß, was er sonst noch angestellt hat, weswegen er ihr selbst als ein Toter keinen Frieden nicht laßt!«

Mit verhaltenem Atem hatte es die Wally gehört; trotz ihres Schauders faßte sie sich das Herz zu einem Einwand. »Geh, Mechthild, das sind gewiß bloß so Geschichten, die irgendeins aus Mißgunst aufbracht hat. Man hört doch heutzutage nie mehr, daß ein Totes umgehen muß; ich meinesteils hab's noch auf keinem Platz erfahren, wo ich gewesen bin.«

»Weil die Toten jetzt fester eingeseget werden,« behauptete die Mechthild. »Der Papst soll das so eingerichtet haben. Im übrigen ist mir's gleich, ob du's glaubst oder nicht — ich weiß, was ich weiß. Und jetzt geben wir in Gottesnamen eine Ruh'!«

Sie schlug ein Kreuz und zog die Decke über den Kopf; die Wally folgte ihrem Beispiel, und über ein

kleines entschlummerten beide, während nebenan der ruhelose Schritt der Frau klang, die keinen Schlaf finden konnte.

\* \* \*

Das stattliche Haus, das dem achtzehnten Jahrhundert entstammte und zu dem ein ziemlicher Grundbesitz gehörte, lag in der Hauptstraße des Ortes. »Zum Kramer« ward es benannt, obgleich der vorige Inhaber mündlich und durch Aufschrift hervorgehoben hatte, er führe eine gemischte Warenhandlung. Den ganzen Tag stand Juliana Althammer im Kaufladen hinter dem Verkaufstisch; nur wenn es etwas Wichtiges in Haus und Feld zu ordnen gab, räumte sie der Magd für kurze Zeit ihren Platz. Fast beständig ging die Türklingel; denn alles, was zum Lebensbedarf der Leute vom Ort gehörte, war hier und nur hier zu haben. Am Sonntag zumal, nach der Kirche, ward der Laden keinen Augenblick leer; da ließen die Käufer sich Zeit zum Schwatzen, sowohl untereinander als mit der Besitzerin. Zwar galt die Juliana oder Jana, wie man ihren Namen abkürzte, keineswegs für redselig; aber es gebührte sich doch, nebenbei einmal anzufragen, wie es ihr gehe und wie sie sich schicke in ihre jetzige Einsamkeit. Ihr

schlechtes Aussehen ward allgemein beredet; es fiel auf, daß ihre Wangen zusehends einsanken und in ihren Augen ein fiebrig überwachter Glanz war. »Mußt dich nicht so kränken!« mahnten die Gutmütigen; die praktisch Gesinnten rückten mit allerhand Ratschlägen für die Gesundheit ins Feld. »Mir fehlt nichts,« versetzte Jana und schnitt damit alle die wohlgemeinten Redereien kurz ab.

Aber die unerbetene Teilnahme folgte ihr bis in ihr Heim. Sie empfand wohl die verstohlenen Blicke, die das Gesinde auf ihr blasses Antlitz richtete; und wenn sie ihr des Abends eine gute Nacht wünschten, so fügte die Mechthild bisweilen in bedeutsamem Tone hinzu: »Hoffentlich wirklich einmal eine gute!« — Und es geschah dann, daß sie selbst einen zustimmenden Seufzer nicht unterdrücken konnte. Eine große Müdigkeit war all ihrem Tun und Lassen aufgeprägt; nichtsdestoweniger versäumte sie keine ihrer Pflichten und ging in freien Stunden fleißig zur Kirche, mehr denn ehemals. Das wurde beifällig bemerkt und ihr hoch angerechnet; und demgemäß ward ihr auch ein freundlicher Empfang zuteil, als sie eines Tages unvermutet sich im Pfarrhofs einfand.

Der Geistliche hieß sie sitzen; Jana kam der Aufforderung etwas unbehilflich nach. Ihre Finger bewegten sich nervös; sie schluckte ein paarmal, ehe

sie seine Frage beantworten konnte, was sie eigentlich hergeführt habe. Dann kam sie ganz unvermittelt mit ihrem Anliegen heraus: »Ich möcht' mich erkundigen, ob es angeht — ob es zulässig ist, daß man einen Toten ausgraben und nochmal bestatten darf?«

Der Pfarrer traute seinen Ohren kaum — so verblüffend war das Ansinnen, so wenig entsprach es den ortsüblichen Anschauungen und Gepflogenheiten. »Ohne sehr gewichtige Gründe tut man so etwas nicht,« gab er Bescheid. Ob sie einen solchen Grund habe?

Sie kämpfte mit sich, sah an ihm vorbei, gleich als ob sie sich schäme. Endlich, in abgerissenen, mühsamen Sätzen, gestand sie, was sie peinigte.

»Das Ding war so. Wie mein Mann — Gott tröst' ihn! — gestorben ist, hab' ich sein Gewand hergegeben, mit dem man ihn anlegen soll. Und das Hemd, das er hätt' haben sollen, war ganz neu und vom besten Leinen; auf seinen Namenstag hat er es bekommen gehabt. Da hat es mich gereut, und ich hab' ihm statt dessen eins von den alten herausgesucht, die ganz dünn und zerschlissen gewesen sind. Damit haben wir ihn begraben — und seither« — sie stockte einen Augenblick — »seither erscheint er mir alle Nacht im Traum und droht mir und klagt, daß er so kalt hat in dem dünnen

Totenhemd. Ich halt' es nimmer aus — darum tät' ich schön bitten, daß man ihn nochmal —« nun versagte die Stimme ganz.

Der geistliche Herr atmete auf. Es war ihm erleichternd, daß dem seltsamen Begehre doch nur ein solch begreiflicher, aber gewissermaßen kindlicher Gewissenskrupel zugrunde lag. Und er stellte ihr alsbald vor, wie untunlich es wäre, um einer bloßen Einbildung willen eine in jedermanns Augen so unerhörte, beinahe gottlose Handlung vorzunehmen, als das Ausgraben eines Toten aus der geweihten Erde sei.

»Dein Mann friert nicht, Althammerin! Wenn wir einmal aus dieser Zeitlichkeit geschieden sind, bedarf unser toter Leib der schützenden Hüllen nicht mehr, nur unsre Seele der Gebete und frommen Werke unsrer Nachbleibenden. Bete du fleißig für deinen Mann, tu Gutes in seinem Namen und bereue aufrichtig, was du vielleicht während seines Lebens unterlassen hast! Das nutzt ihm mehr, denn das feinste Totenhemd; dessen darfst du gewiß sein.«

»Ja, ja, das ist alles recht, aber —«

Immer wieder, obgleich in schüchterner Weise, kam sie auf ihren Wunsch zurück. Angesichts dieser weiblichen Hartnäckigkeit zog der Pfarrer schärfere Saiten auf, wies nachdrücklich auf das Ärgernis hin,

das sie geben wolle wegen einer Sache, die jeder am besten mit sich und seinem Herrgott abmache. »Nimm Vernunft an, Althammerin!« schloß er seine Vermahnung; »du bist immer eine brave Frau gewesen — so sei auch verständig! Geh mit Gott und red von der Geschichte nichts mehr!«

Sie war schon aufgestanden. »Wie Hochwürden meinen!« versetzte sie, bückte sich, seine Hand zu küssen, und verließ die Stube in gemessenem, ein wenig schleppendem Schritt, so wie sie gekommen war.

Einen Augenblick, als sie draußen stand, durchzuckte sie der rebellische Gedanke, ob sie vielleicht versuchen solle, noch erst mit dem Gemeindevorstand zu reden. Aber wenn der Pfarrer nicht wollte, so war von dem ganz sicher kein Beistand zu erwarten. Und überdies hatte der Pfarrer wahrscheinlich recht. Sie war selbst früher der Ansicht gewesen, ein Toter fühle und brauche nichts mehr, außer Fürbitten für seine arme Seele. Aber die armen Seelen litten doch wie lebendige Menschen — zum mindesten bezeugten das die kläglichen Malereien, die auf Wegkreuzen und Martertäfelchen zu sehen waren: die nackten, sich windenden Leiber, an denen spitze Flammen leckten. Das war die heiße Pein, die Pein des Fegefeuers; und daß man auch frieren konnte in

der Ewigkeit, davon wußten die mancherlei Volksüberlieferungen zu erzählen, nach denen die sündhaft Abgeschiedenen in schauerliche Klammern, in Gletscher und Abgründe gebannt waren zur Buße. So wie ihres Mannes Ahn, dessen Geschichte sie kannte, ohne daß sie sich viel daraus gemacht hätte. Denn, wie gesagt, sie hatte an dergleichen nicht geglaubt; nur jetzt war sie plötzlich nicht mehr sicher, was sie eigentlich glaubte. Des zwiespältigen Denkens müde, nahm sie sich vor, des Pfarrers Rat zu befolgen, vernünftig und eine brave Frau zu sein. War sie das denn nicht gewesen?

Jana verlangsamte ihren Schritt, so angestrengt dachte sie der Frage nach. Wenn man unter einer braven Frau eine tüchtige, arbeitsame versteht, dazu eine, die die Treue hält, so konnte sie es getrost mit der bravsten aufnehmen. Nicht eine Minute am Tage war sie müßig gewesen; an keine Arbeit hatte ihr Mann sie je zu mahnen gebraucht. Eine unermüdliche Mehrerin des Besitzstandes — und vom Besitz hauptsächlich war doch die Sprache gewesen, als ihr Ehebund beredet wurde. Daß sie neben dem Manne als sein Weib gelebt, das hatte einen Teil des Paktes gebildet und war Pflicht so gut wie alles übrige. Einer wirklichen Zärtlichkeit, die sie empfangen oder gegeben, entsann die Frau sich nicht; doch war ihr

wohl erinnerlich, wie sie ihr eigenes Wesen aus Fügsamkeit nach dem des Ehegatten gemodelt hatte. Von ihm hatte sie dies beständige Merken auf Vorteil, dies Sparen in Kleinigkeiten gelernt. Es war unbewußt in seinem Sinne geschehen, daß die schöne neue Leinwand sie gereut hatte. Nein, ihr Gewissen war ein ungerechtes Gewissen, wenn es ihr deshalb Vorwürfe machte!

Sie lehnte sich auf gegen solche Ungerechtigkeit; sie suchte Trost im Bewußtsein, daß sie während der jähen Krankheit, die ihn daniedergestreckt hatte, unermüdlich gewesen war, ihn zu pflegen und für ihn zu sorgen. Außer wenn er selbst sie forttrieb, im Geschäft nach dem Rechten zu sehen — noch am letzten Tage seines Lebens, als sie in ahnungsvoller Sorge gern bei ihm geblieben wäre, hatte er das getan. Aber in der schweren Todesstunde war sie nicht von ihm gewichen — wahrlich, sie hatte sogar über ihre Kräfte geduldet und geschafft in jener Zeit; denn obschon Wochen seither verstrichen waren, spürte sie immer noch eine bleierne Schwere in den Gliedern und um ihr Haupt ein schmerzhaftes Band. Eben heute drückte und stach es besonders; es war ordentlich, als täten die Gedanken ihr weh.

So gelangte sie nach Hause. Im Hof erwartete sie der Altknecht Severin, der augenscheinlich etwas auf

dem Herzen hatte. Als sie grüßend an ihm vorbeischreiten wollte, vertrat er ihr den Weg und hub ein umständliches Klagen an über einen der jüngeren Knechte, mit dem er Ärger gehabt. Sie hörte geduldig zu; sie wußte, der Alte lebte des festen Glaubens, daß keiner der Heutigen annähernd schaffe, was er seiner Zeit geschafft.

»Ich sag' nicht, daß er nix tun mag — das müßt man lügen: was man ihn heißt, das tut er schon. Aber er hat halt kein Gemüt dabei: er tut sein Sach so obenhin, weil er muß, ohne irgend eine Freud und Lieb. Von so einer Arbeit kommt seiner Lebtag nix.«

»Du bist gar zu streng, Sever,« mahnte die Frau; »zuletzt kommt's doch darauf an, daß er an seiner Schuldigkeit nichts fehlen laßt — ob's ihn freut, das geht ihn alleinig an.«

»Da wird sich die Frau aber irren! Was ohne Lieb geschieht, dabei ist kein Segen nicht! Einer, dem seine Arbeit nicht lieb ist, der schaut nur, daß er geschleunig damit fertig wird, und aufs Wie paßt er nicht auf. Sogar 's Vieh kennt's genau, wer sich mit dem Gemüt drum annimmt und wer so gedankenlos fortmacht. Das ist der größte Fehler und deshalb — tut leicht der Frau der Kopf weh?« — unterbrach er sich, da er sah, wie die Althammerin sich mit der Hand an die Stirn griff.

»Ein bißl schon,« gestand sie zu. »Und ich mein', mit dem Jungknecht sollst du in Gottesnamen noch ein Zeitl Geduld haben. Er hat halt die rechte Einsicht nicht; die kommt oft erst viel später.« So sprechend, wandte sie sich hinweg; der Alte brummte etwas hinter ihr drein, wovon man nicht wußte, war es Mißbilligung ihrer Nachsicht oder Mitleid mit ihrem Kopfschmerz.

Wiederum war es Nacht geworden, eine klare, spätsommerliche Mondnacht, die das Hochtal mit silberigem Dunst erfüllte. Um die Schneefelder der Firne wob ein magischer Glanz; der Widerschein davon leuchtete in die Kammer hinein, wo die Witwe auf ihrem einsamen Lager ruhte. Sie warf sich unruhig von einer Seite zur anderen, denn sie hatte vergessen, die Vorhänge vor den Scheiben zuzuziehen, und die eindringende Mondhelle störte ihren Schlummer, der ohnedies nur ein verworrener Zustand zwischen Traum und Wachen war. Ganz deutlich, obwohl mit geschlossenen Augen, sah sie den Gletscher vor sich, wie er weißschimmernd gegen den gestirnten Himmel stand; er schien aus durchsichtigem Glase zu bestehen, durch das man in alle Tiefen hinabschauen konnte. Kleine, lichte Wolken bildeten sich über dem Eise und verwehten, wie sie gekommen waren; plötzlich däuchte der Frau, es rege sich unter der beglänzten

Fläche, es stiegen neblige Gebilde daraus hervor, den Wolken ähnlich, aber doch körperhafter als sie. Es huschte, schwebte über den Schrunden des Gletschers dahin, blasse, verschwommene Gestalten, deren Glieder sich in rastloser Bewegung befanden, als suchten sie sich zu erwärmen auf solche Art. Ihrer etliche waren zwar in dicke, abenteuerliche Kleidung verhummt, daß kaum das bläulich verfrorene Antlitz hervorsah; sie glichen haarigen Bergtieren mehr als Menschen. Aber andre wandelten inmitten der Eiswelt, nur mit langen, weißen Sterbegewändern angetan; sie litten am meisten — ihre Körper zitterten und krümmten sich vor Frost. Die Frau im Bette, die das alles sah, entsetzte sich so, daß sie strebte, sich aufzurichten, zu helfen oder zu entrinnen vor dem Anblick; aber sie war nicht fähig, sich zu rühren. Sie stöhnte und bebte, als sie unter der unseligen Schar denjenigen erkannte, den sie geahnt und gesucht hatte — ihn und das Totenhemd, darein sie selbst ihn gehüllt!

Sie konnte ihre Blicke nicht davon wenden; überall entdeckte sie schadhafte Stellen, die sie früher nicht wahrgenommen — lieber Heiland, wie dünn es war, wie schlecht! Und sie fühlte, daß das Gesicht des Toten dem ihrigen zugewandt war, fühlte den Vorwurf, der in den erloschenen Augen zu lesen stand. Es war,

als vermindere sich die Entfernung zwischen ihm und ihr — er nahte sich ihr oder sie ihm — wie ging es doch zu? Nicht, nicht — nur das nicht! Sie wehrte sich hilflos, aber dennoch schien er hereingekommen zu sein und war da, in der Kammer, neben ihrem Bette. Ihre Zähne schlugen aufeinander, so fürchtete sie sich.

»Ich halt' es nicht aus,« — sie erriet die Worte, mehr als daß sie sie hörte — »ich will mich wärmen bei dir. Deine Schuld ist's, daß ich so frieren muß.«

»Verzeih mir's doch!« bat sie. »Ich hab' es ja nicht gemeint, das mit dem Hemd.« Wenn sie nur hätte weinen können, daß er ihre aufrichtige Reue gesehen hätte!

»Am Hemd allein liegt's nicht,« sagte der Tote. »Warum gibst du nicht acht, was der Severin sagt? Wo keine Lieb dabei ist, da ist kein Segen! Hättst du die Lieb gehabt, die richtige, so wäre schließlich ein jedes Hemd warm genug.« — Seine Miene, während er so sprach, war unverändert die gleiche wie zu Lebzeiten, das kühle, feste, alltägliche Männergesicht, darin ihr jeder Zug vertraut war und wovor ihr doch jetzt so graute.

»Das hab' ich nicht gewußt — wie hätt' ich es wissen sollen?« verteidigte sie sich zaghaft. Und ein unbewußter Trotz trieb sie, hinzuzusetzen: »Du hast es ja nie begehrt.«

»Weil ich es zu spät bin inne worden! Du hast noch Zeit, du bist der Mensch, der einzige, der mir helfen kann. Darum laß ich dir keinen Frieden, darf ihn dir nicht lassen. Willst du wissen, du, wie kalt es ist in einer Ewigkeit ohne Lieb?«

Ihr deuchte, er strecke die Hand aus, den Arm, sie an sich zu ziehen. Eine furchtbare Kälte strömte von ihm zu ihr, ein Frost, der den Atem in ihrer Brust erstarren machte. Nicht anders, als ob sie versinke in Schnee und Eis, in eine Spalte des Ferners — und die gefrorenen Wände schlossen sich über ihr, hielten sie gefangen wie in einem Sarg. Da rang sie, bis ihre Todesangst in einem wilden Schrei zum Ausbruch kam und sie, gewaltsam sich aufbäumend, über den Bettrand hinabstürzte.

\* \* \*

Die durch den Fall und Schrei herbeigerufenen Mägde aus der Nebenkammer fanden, da sie zur Tür hereinhasteten, die Frau im Hemde am Boden ausgestreckt, von Fieberschauern geschüttelt. Als sie sich mühten, sie aufzurichten, starrte sie ihnen mit leerem Blicke ins Antlitz, irre Reden hervorstoßend — sie erkannte sie nicht mehr.

\* \* \*

Wochenlang lag Juliana Althammer danieder, zwischen Leben und Tod.

Das Gesinde, vom Schrecken völlig verwirrt, suchte anfänglich seine Zuflucht in allerhand unverständigen Hausmitteln, bis der Gemeindevorsteher sich ins Mittel schlug und auf Zuziehung eines zünftigen Arztes drang. Diesen Beweis gebildeter Gesinnung glaubte er seiner Stellung als entfernter Verwandter des Hauses und als erster Mann am Orte schuldig zu sein. Der herbeigerufene Arzt tat sein Bestes, doch verhehlte er den ängstlich Herumstehenden nicht, wie groß die Gefahr sei. Das ergab sich schon aus dem fortwährenden Phantasieren der Kranken, die von schrecklichen Wahnbildern gepeinigt schien und aufschrie, wenn der zur Kühlung verordnete Eisumschlag ihre heiße Stirn berührte.

Aber die sachgemäße Behandlung und die ungebrochene Natur der vierzigjährigen Frau trugen dennoch den Sieg davon. Es kam der Tag, an dem sie, auf den sorglichen Arm der Mechthild gestützt, vom Lager herabsteigen und matten Schrittes die vertrauten Räume durchwandeln konnte. Fast wie ein Wunder dünkte es den Pflegern, denn sie hatten kaum eine Hoffnung für ihr Leben gehegt, auf den düstern

Glauben fußend, daß in einem Hause, wo ein Todesfall sich ereignet hat, nur zu leicht der zweite eintritt.

Übrigens war das Wunder ein halbes zu nennen; denn wenn auch Janas Körper sich allmählich zu erholen schien, hielt ihre Seele nicht gleichen Schritt. Sie verharrte stundenlang in geistesabwesendem Hinbrüten, gab auf wiederholte Fragen nur einsilbige Antwort; ihr ganzes Wesen zeigte sich von einer tiefen, schwermütigen Versonnenheit erfüllt. Zudem hatte sie eine seltsame Gewohnheit angenommen: häufig, selbst im durchwärmtesten Raum, machte sie mit den Schultern die Bewegung des Fröstelns. Das alles bewog den Doktor, der sich nun einmal als haftbar für ihre Genesung empfand, einen Nervenspezialisten zur Beratung beizuziehen.

In dem einsamen Bergdorfe hoch in den Ostalpen war solche neumodische Hoffart noch nie erhört worden. Aber freilich, die Witwe des reichen Althammer! Die konnte es sich vergönnen, alle herrischen Untugenden mitzumachen!

Der Spruch des Nervenarztes war bald gefällt; er lautete auf schwere, durch Kummer und Überanstrengung hervorgerufene Gemütsdepression. Rechnete man noch die Folgen der soeben überstandenen Krankheit hinzu, so war es klar, daß nur

nach und nach die ehemalige Frische zurückkehren konnte. In jedem Falle würde es schneller gehen, wenn die Leidende sich entschlosse, eine Heilanstalt aufzusuchen.

Als dieser Vorschlag, in behutsamer Einkleidung, der Kranken nahegelegt ward, wandte sie nur ein wenig den Kopf und ließ ihre trüben Augen von dem bekümmerten Antlitz der Mechthild zu dem des Doktors hinübergleiten, der sie anteilvoll betrachtete. Dann sagte sie, indem sie auf ihre gewohnte Weise die Schultern emporzog: »Warum nicht? Mir ist's gleich.«

Der hinzugezogene Arzt war selbst Leiter einer schön gelegenen und vielbesuchten Anstalt. Er betrieb alsbald die Abreise; denn es schien ihm das Rätlichste, die Patientin gleich unter seinem persönlichen Geleite mitzunehmen.

So verließ Jana Althammer das Haus, in dem sie über ein Dutzend Jahre als Herrin geschaltet, als gebrochene Kranke, die einer unbestimmten Heilsmöglichkeit entgegenging.

\* \* \*

Jana war noch wenig in ihrem Leben gereist. Das eine Mal, als sie von ihrem Heimatsorte in den des Ehegatten übersiedelte, dann etliche Male von da in

Geschäften nach der Amtsstadt. Sie hatte niemals eine liebliche und fruchtbare Gegend erschaut gleich der, in die sie nun an des Doktors Seite ihren Einzug hielt. Das erste, was sich ihrem abgestumpften Bewußtsein aufdrängte, war die staunende Betrachtung, wie nur auf einem Flecke so viel Obstbäume beieinander stehen könnten.

Des Doktors Genesungsheim war ganz im Grünen gelegen, umgeben von einem großen, parkähnlichen Garten; die hochgeschossenen Bäume und Sträucher verhüllten gefällig das ihn absperrende Gitter. Hier ging Jana wie im Traume einher, nicht sogleich wissend, was sie mit der ungewohnten, überreichlichen Muße anfangen sollte. Ihr ganzes bisheriges Leben hatte sie gearbeitet, ohne Rast und Stillstand; unwillkürlich bewegte sie fortwährend die hageren Hände zu irgend einer Tätigkeit. Sie verdachte es sich, daß sie jetzt so träg in den Tag hineinlebte, verdachte es auch den andern, die mit ihr auf den Parkwegen wandelten oder, hingestreckt im Freien, auf den Liegestühlen ruhten. Einige hatten wohl ein kränkliches Aussehen, andre jedoch machten äußerlich einen ordentlich blühenden Eindruck, so daß sie nicht begriff, warum sie eigentlich hier seien. Aber ihr ward die Belehrung zuteil, daß man zugleich am

Leibe gesund und an der Seele desto kränker sein könne.

Es liegt in der Menschennatur, daß ein Ding an Wert gewinnt, wenn man sieht, daß viel Mühe und Geld dafür aufgewendet wird. So wuchs in Jana beim Anblick der Sorgfalt, die hier den seelisch Leidenden gespendet ward, eine neue Anschauung empor: die Ehrfurcht vor der menschlichen Seele. Sie hatte zwar von der Kanzel herab stets verkündigen gehört, daß die Seele des Menschen kostbarstes unsterbliches Teil sei; aber im alltäglichen bäuerlichen Leben war den seelischen Bedürfnissen kein Platz eingeräumt. Hier in der Anstalt gab es Menschen, die anders gelebt hatten und mit andern Werten rechneten. Von ihnen hielt sich die Frau aus dem Gebirgsdorfe anfänglich mißtrauisch fern; aber das Leiden, das ein großer Gleichmacher ist, stellte zwischen ihr und jenen allmählich doch die Verbindung her.

In der weiblichen Krankenabteilung war zumal eine, eine junge, blasse Frau, zart und zerbrechlich, die sich ihr freundlich anschloß. Mit ein paar flüchtigen Wechselreden begann die Bekanntschaft; dann trafen sie einander an einer etwas entlegeneren Stelle des Gartens, und die Fremde fragte Jana, was ihr denn fehle.

Jana schwieg und sah gequält aus; da ward die andre sofort reuig. »Nein, verzeihen Sie — ich weiß ja, daß wir hier nicht von unsern Krankheiten sprechen sollen. Der Doktor kann es nicht leiden — er sagt, die Patienten schaden sich nur, wenn sie einander vorjammern. Ganz gewiß mag das zutreffen; aber mir ist doch nie wohler, als wenn ich mich aussprechen kann.«

Das wunderte Jana, die an Verslossenheit Gewohnte; allein die junge Blasse erzählte mit der Einfachheit eines Kindes ihr Schicksal. Sie war Mutter geworden unter unsäglichen Leiden, und das winzige Leben, das sie beinahe mit dem ihrigen erkaufte hätte, war ihr nicht erhalten geblieben. Dennoch beschäftigte es ihre Gedanken bei Tag und Nacht; sie zeigte Jana verstohlen ein gestricktes Jäckchen, an dem sie arbeitete, wenn sie unbeachtet war.

»Bitte, lachen Sie mich nicht aus! Ich weiß schon, es ist töricht von mir, weil ja mein armer Kleiner kein Jäckchen mehr braucht. Aber ich bilde mir nun einmal ein, er freut sich, wenn seine Mutter für ihn arbeitet — und dann: ich kann es vielleicht doch noch verwenden — wenn ich erst gesund bin.«

»Lieber Gott,« sagte Jana in unwillkürlichem Mitleid, »wo Sie doch so viel ausgestanden haben!

Am Ende halten Sie es ein zweites Mal gar nicht aus.«

»O doch!« widersprach die andre, und ihr hübsches, weiches Gesicht verklärte sich gleichsam von innen heraus. »Das bißchen Leiden trägt man ja gern, wenn solch ein Glück damit erkaufte wird. Haben Sie Kinder?«

»Nein,« versetzte Jana hart, »ich bin ganz allein.«

»Ach!« — Die Junge war sehr erschrocken und streichelte ihr wie abtinnend die Hand. Augenscheinlich deuchte Alleinsein ihr das bitterste Los von allen. Von da an tat sie der schwarzgekleideten, ernsten Frau alles Liebe, das sie nur ersinnen konnte, und verbrachte die meiste Zeit mit ihr. Nur an den Tagen, an denen ihr Mann, der als Beamter wenig Urlaub erhielt, sie besuchte, ward sie der bauerlichen Freundin untreu. Da stand sie schon stundenlang, ehe der Ersehnte eintreffen konnte, am Gittertor und spähte verlangend hinaus; kam er dann wirklich in Sicht, so trippelte sie auf den Fußspitzen vor Ungeduld, um ihm, sobald das Gitter aufging, mit hellem Jubellaut an den Hals zu fliegen.

An solchem Reichtum inmitten der Prüfung und des Leides lernte Jana die eigene Armut ermessen. Sie fragte sich bisweilen, ob sie denn immer so arm gewesen.

Als Mädchen hatte sie es für ganz sicher gehalten, daß sie bestimmt sei, eine glückliche Frau und Mutter zu werden. In etwas anderer Art, minder weichlich als so — aber doch glücklich. Die Hoffnung war gescheitert an dem sehr einfachen Umstand, daß der, dem sie ihr Herz geschenkt, sie nicht mochte. Sie gefiel ihm nicht. Da hatte sie die Zähne aufeinander gebissen und bei sich beschlossen, den Nächstbesten zu heiraten — aus Trotz. — Der Nächste, der sich einfand, hatte obendrein in den Augen ihrer ganzen Sippschaft als der Beste gegolten, weil er reich war und angesehen. Also war sie ihm als sein Weib gefolgt und jahrelang überzeugt gewesen, daß sie ihr Traugelöbniß pünktlich und tadellos erfülle. Nun, da sein Andenken ihr ein gespenstischer Vorwurf geworden, hätte sie um alles gern wissen mögen, ob der Mann ebenso gedacht, ob er nichts vermißt hatte neben ihr. Sie rief sich jedes Wort, jede seiner Handlungen zurück und fand sie alle nur erfüllt von dem gleichmäßigen Trachten nach Erwerb. Er hatte sich gegen sie wie gegen andre, nicht schlimmer noch besser, betragen— nichts getan, was er nicht durfte und nichts, was Dank verdient hätte. Bisweilen meinte sie: wenn sie ihm etwas zu verzeihen gehabt, hätte es besser um sie beide gestanden.

Das Grauen übrigens, mit dem er ihre Nächte heimgesucht, milderte sich. In der neuen Umgebung, wo es keine Gletscher gab und keine hohen, finsternen Felswände, wagte der Spuk sich nicht so an sie heran. Sie schlief mehr, wenngleich noch unruhig, und ihre Gebärde des Frierens ward seltener. »Wir werden Sie bald ganz gesund haben,« sagte der Doktor aufmunternd zu ihr und sah befriedigt in ihr frischer gefärbtes Antlitz. Jana bejahte, höflich und dankbar, wie es seine Bemühungen um sie verdienten. Sie wußte, daß er recht hatte, so weit ihre Krankheit wirklich mit dem Körperlichen, mit überreizten Nerven zusammenhing. Aber das andre, was auch dabei war — sie hatte es ihm nie offen eingestanden, nur einmal mit halben Worten angedeutet, in der ersten Zeit. Da hatte sie ihm die gewisse Nachsicht angemerkt, die Nachsicht eines Mannes, der an das Anhören unvernünftiger Reden gewöhnt ist; und dies eine Mal war das Wort »Wahnvorstellungen« gefallen. Er hatte ihr viel Kluges und Teilnehmendes gesagt; und Jana wollte ihm gern glauben, daß es nur kranker Wahn gewesen, der ihrem Auge büßende Geistergestalten vorgespiegelt hatte. Aber daß eine Seele sich Vorwürfe macht um einer kleinen Lieblosigkeit willen, in der eine große beschlossen ist

— das war kein Wahn. Darin stimmte Jana dem gelehrten, gut gesinnten Doktor nicht zu.

»Gehen Sie gern nach Hause?« fragte ihre neugewonnene Freundin Klara, nachdem sie gehört, daß Jana bald aus dem Sanatorium entlassen werden sollte.

»Einesteils ja,« antwortete Jana.

Die junge Städterin schmiegte sich an sie. »Es wird mir leid sein, wenn ich Sie gar nicht mehr sehe — wir leben ja so weit voneinander. Aber ich schreibe Ihnen einmal, und Sie müssen mir auch schreiben. Ich möchte hören, daß es Ihnen gut geht.«

Jana versprach es, obschon solche briefliche Freundschaftsergüsse in ihrer Heimat nicht Brauch waren. Die Annäherung des feinen, innigen Geschöpfes tat ihr wohl.

Fast gleichzeitig, an zwei aufeinanderfolgenden Tagen, verließen beide die Anstalt.

\* \* \*

Der Severin war es, der Jana mit dem »Zeugl«, dem kleinen, offenen Bauernwägelchen, von der Bahn abholte. Sein lederfarbiges Antlitz verzog sich zu einem gerührten Grinsen, als er der Frau ansichtig ward und ihr gesünderes Aussehen feststellte. — Er

gab alsbald ausführlichen Bescheid von den Dingen des Hauses und Geschäftes: im Laden hatte die Wally sich gar nicht übel bewährt; und übrigens hatte die Mechthild eine tatkräftige Oberaufsicht geführt. Mit den Knechten freilich habe es etlichen Verdruß, einmal sogar Wechsel gegeben. — »So einem alten Kerl wie unsereinem, der selber ein Dienstbot ist, mögen die Lotter nicht folgen. Wo kein Mann ist und kein Haussohn, tut man sich schwer mit dem Regieren.« —

»Jetzt nehm' ich's wieder in die Hand — sei nur zufrieden!« tröstete Jana, indem sie das Wäglein bestieg.

Der Severin meinte: ja, dafür danke er freilich allen heiligen Nothelfern, daß die Frau gesund wieder da sei!

Das Gefährt rollte dahin auf dem schlechten, von Steinen und Räderfurchen holprigen Fahrweg, zwischen den langdornigen Berberitzstauden, deren schöne, rote Beeren durch die einbrechende Dämmerung leuchteten. Unter der Berglehne ging es entlang, von der dumpfe Axtschläge herabhallten. »No, die machen weiter kein Spektakel,« bemerkte der Severin; mehr sagte er nicht, damit die Frau sich nicht in ihres Mannes Andenken verletzt fühlen sollte. Jana überhörte es; sie ließ ihre Augen in der abendlichen Gegend herumwandern — es bewegte sie, wieder

daheim zu sein. Ein wenig scheu streifte ihr Blick den Gletscher, der fahl herüberschimmerte. Aber sie richtete sich fest und gerade in dem stoßenden Wagen auf: nun sie erstarrt war, mußte sie trachten, die Rechnung mit ihm, vor dem sie geflohen, zu begleichen.

Nur daß sie noch nicht wußte, wie.

Und da hielt das Gefährt vor den Steinstufen ihres eigenen Hauses, und an der Tür stand winkend die Mechthild. »Willkommen zu tausendmal,« sagte sie. »Gott segne den Eingang!«

Die Heimkehr der genesenen Althammerin ward alsbald allen Ortsbewohnern kund. Sie verhielten sich kühl und mißtrauisch in betreff der Genesung; denn sie konnten eine Nervenanstalt von einem Irrenhause kaum unterscheiden und behaupteten: wer einmal närrisch gewesen, bei dem komme es immer wieder zum Vorschein. Deshalb bezeigten sie der Heimgekehrten keinerlei Zutulichkeit; nur ein Schlag von Menschen, die Armen der Gegend, fanden sich jetzt häufig an ihrer Tür ein, nachdem es ruchbar geworden, daß daselbst, im Gegensatze zu früher, allen gespendet wurde. Die Beschenkten wunderten sich freilich über diese Wandlung in dem ehemals gabenfeindlichen Hause; und es ging da und dort die Rede, das sei eben die Wunderlichkeit der Frau, daß

sie nun hinauswerfe, wo sie sonst geklagt. Jana kümmerte sich wenig darum, wie man ihre Milde auslegte; sie ging ihren eigenen Weg, seit sie in den Wochen des Leidens und Nachdenkens ihre verschüttete Seele ausgegraben hatte. Sie vergaß des Toten nicht; auf dem Untergrunde all ihres Tuns lag beständig der Wunsch: »Wenn ich herausfinden könnte, was ihm die Ruhe gäbe, was ihm wohl täte über das Grab hinaus!«

Als der erste Reif sich einstellte und bald danach die ersten Schneefälle das Hochtal in blendendes Weiß hüllten, ward sie unruhiger. Der Anblick der Schneedecke, die wie ein flockiges Leintuch über Felder und Äcker sich breitete, erweckte einen Nachklang der alten schlimmen Vorstellungen in ihr. Die Mechthild überraschte sie oft in schwermütigem Nachsinnen am Fenster sitzend. Es war nicht mehr jenes, durch das der Gletscher hereinsah; seit ihrer Heimkehr hatte sie ihre Kammer nach der andern Seite verlegt. Von hier bot sich der Ausblick nach dem bewaldeten Rücken hinaus, der allerdings jetzt, da die Arbeit des Abholzens fast zur Hälfte gediehen war, sich in immer kläglicherer Nacktheit darstellte. »Geschunden wie der heilige Bartholomäus« — sagten die Dorfleute mißbilligend. Einigen unter ihnen griff die Waldverderbnis so aus Herz, daß sie sich

zusammentaten, um den gefährdeten Fleck von dem Konsortium, das ihn an sich gebracht, zurückzuerstehen. Jedoch der Preis war hoch und unter den Bietenden keine rechte Einmütigkeit, so daß die Verhandlungen sich zerschlugen.

Einmal um die Feierabendzeit stand Jana in der Tür ihres Kaufladens, im Begriff, ihn abzuschließen — da kamen soeben die Holzschläger von droben herunter. Eine verhältnismäßig geringe Zahl, und unter diesen meist fremde Gesichter, wetterharte Gestalten, die gewichtigen Schrittes dahinstapften. Den Beschluß machte einer, der gar nicht dazu gehörig schien: ein dem Knabenalter noch nicht entwachsenes Bürschchen, rank und schlank, auf dem durchlöcherten Hütlein eine kühn gesteckte Feder, die ein gleichfalls unternehmend in die Welt hineinragendes Näschen beschattete. Die Holzaxt, die er über der Schulter trug, mußte dem Kleinen eigentlich zu schwer sein; doch ließ er sich davon nichts merken, sondern trabte flink und stramm einher. Als er dicht bei Jana vorbeikam, lupfte er sein Hütlein mit dem lakonischen Gruße »'s God!«

»Grüß Gott,« erwiderte die Frau und setzte mit einem Anflug von Lächeln hinzu: »Aber an dir haben die Holzleut wohl einen mächtigen Helfer erwischt.«

»Oho,« machte der Bub ein wenig beleidigt, »was glaubt die Frau? Ich hab' schon gehörige Kraft — ist's epper nicht wahr?« wandte er sich an die vorausschreitenden Männer.

Die lachten und nickten. »Wahr ist's: er ist schon hübsch stark für sein Alter,« sagte einer von ihnen, »und auch brav soweit,« ergänzte ein anderer.

Es war augenscheinlich, daß sie sämtlich ihm wohlgewogen waren; in diesem Gefühl sich sonnend, stand das Bürschchen breitbeinig, ein Bild gerechten Stolzes, vor Jana da. »No, wer hat jetzt nachher recht?« begehrte er zu wissen.

»Du, versteht sich,« gab sie gutmütig zur Antwort, »wart einmal einen Augenblick!« Hurtig ging sie in den Laden hinein; denn es fiel ihr bei, daß eine Sendung schöner Äpfel, die sie vom Gärtner der Heilanstalt bestellt, eben heute eingetroffen war. Sie griff einen davon heraus und trat wieder vor die Tür. »Da,« sagte sie, dem Kleinen den Apfel hinreichend; »nun laß sehen, ob auch dein Beißwerk gut im Stand ist!« — Verschämt zögerte er anfänglich, dann langte er zu und biß herzhaft hinein. »Gelt's Gott!« — Auf beiden Backen kauend, wollte er hinter den Männern drein, die schon ein Stück voraus waren. »Halt,« wehrte Jana, »erst sagst mir, wie du heißest.«

»Pauli!«

Weg war er wie Wirbelwind — Jana schaute ihm eine Weile nach, so wohl gefiel ihr die Mischung von Kind und angehendem Jüngling. Plötzlich trat ihr ein Vorfall aus ihrem Eheleben vor Augen, ein gelegentlicher Besuch eines Befreundeten, der auf die Kinderlosigkeit der Althammerischen zu sprechen gekommen und der Meinung gewesen war, sie täten am besten, ein Kind anzunehmen. Dazu hatte ihr Mann geschwiegen, indem er sie, sein Weib, prüfend von der Seite angelugt. »Ich mein' immer, meine Frau hätt' keine Freud zu Kindern« — mit diesem Ausspruch hatte er sodann die Unterredung abgeschnitten, und jetzt nachträglich deuchte ihr, das Wort habe so vorwurfsvoll geklungen. Je länger sie darüber nachsann, desto mehr schmerzte es sie, daß er sie für so ungut und herzkalt gehalten hatte. Allerdings war es nie ihre Gewohnheit gewesen, sich viel mit Kindern abzugeben; aber das geschah nicht aus Abneigung, sondern aus Verständigkeit, die Sehnsucht nicht zu schärfen, die sie insgeheim, wie alle Kinderlosen, empfand. Manche Träne hatte das versagte Mutterglück ihr gekostet, manches hohe Gelübde hatte sie darum getan; aber es war, als ob der Spender des Lebens ihres Mannes Ansicht geteilt und ihr gleichsam zur Strafe seinen Segen vorenthalten hätte.

\* \* \*

Am nächsten Sonntag nach der Kirchzeit saß Jana in der ebenerdigen Stube über ihren Rechnungsbüchern — da ward an die Tür gepocht, von minder festen Fingern, als die meisten Besucher besaßen. Auf Janas Herein erschien im Türrahmen eine kleine schlanke Gestalt, ein schäbiges Hütchen und arg gesticktes Jöpplein — kurz, der Pauli in eigener Person.

Sie bewillkommte ihn freundlich, hieß ihn aber, vor Eintritt seine Schuhe draußen auf der Strohmatten abzuputzen. Mit einem ehrfürchtigen Blick auf den tadellos gescheuerten Stubenboden befolgte er die Weisung; dann schob er sich vorsichtig herein. In den Händen hielt er ein ehemals rot gewesenes, durch häufige Wäsche mißfarbig gewordenes Tuch, das er zum Bündel zusammengeknotet hatte und dessen Inhalt ihm große Verlegenheit zu bereiten schien; denn er brachte es zu keiner Anrede.

Jana kam ihm zu Hilfe. »Was bringst du da?« fragte sie. Sogleich band er sein Tuch auf und hielt es ihr stumm entgegen. Es war angefüllt mit den schönen blassen Blüten, die der Volksmund »Schneerosen«

nennt; an den Wurzeln hingen noch dicke schwarze Erdbrocken.

»Die hab' ich ausgraben — droben im Wald,« meldete Pauli wichtig, »um die jetzige Zeit find't man ihrer am ehesten.« — Die Frau zeigte sich erfreut ob des ungewohnt lieblichen Anblicks; sie nahm vom Eßschrank herab eine irdene Schüssel und setzte die Pflanzen hinein. Dann versenkte sie die Hand in die Tasche und fingerte etwas heraus, ein funkelnagelneues Nickelstück. »Das gehört für deine Müh,« sagte sie.

Aber der Knabe, obwohl er unwillkürlich verlangend nach der blanken Münze schielte, zog die Rechte zurück und schüttelte trotzig den Kopf. »Nein,« versetzte er, »dafür nimm ich nix. Die bring' ich bloß so von selber, weil — weil die Frau letzthin so gut gewesen ist und hat mir den Apfel geschenkt.« — Nun war Jana gerührt. Was für ein dankbares Gemüt in dem Buben, und wie viel gesundes Selbstbewußtsein zugleich, das von Fremden nichts geschenkt haben will!

»Nimm's nur!« gebot sie; »weiß: nicht daß ich dich zahlen will, sondern wie du mir was schenkst, weil dich der Apfel gefreut hat, so schenk' ich dir was, weil du mir eine Freud' gemacht hast.« — Er sträubte sich lange, bis sie ihn endlich doch überredet hatte, die

Gabe einzustecken. »Nachher will ich halt fleißig dafür beten,« verhiess er, »für die Frau und alle, wo ihr die Liebsten sind.« Offenbar dachte er gar nichts dabei, sondern sprach die fromme Zusage lediglich den Erwachsenen nach. Die Frau seufzte und betrachtete ernsthaft das junge Gesicht, aus dem ein seltsam bekannter Zug sie anmutete, wengleich sie nicht wußte, wohin mit ihm. »Wem gehörst du, Bub?« fragte sie.

»Niemand,« war die sorglose Antwort.

»Geh' zu! Ein so junger Bub wird doch noch Eltern haben!«

Aber er schüttelte den Kopf wie vorhin. »Die Mutter ist gestorben, schon vor ganz lang. Und nachher hat er wieder geheiratet; und seither bin ich ihnen überall im Weg umgangen — und was ich getan hab', ist nicht recht gewesen. Sie hat mich gehaut und er hat mich gehaut und —«

»Er? Ist das dein Vater?« unterbrach ihn Jana.

Pauli machte eine zweifelhafte Miene. »Ich denk' nicht. Ich hab' wohl Vater sagen müssen, aber sie hat immer gesagt, ich bin sein Sohn nicht, und gehör' gar nicht ins Haus. Deszwegen bin ich fort.«

»So, so, du bist durchgebrannt!« — Sie hob warnend den Finger. »Das sind mir schöne Geschichten, mein Bürschl; da darfst fein achtgeben,

daß sie dich nicht erwischen und per Schub heimschaffen!«

»Ich bin nicht heimlicherweis' davon,« verwahrte sich Pauli lebhaft; »denen daheim war's ja ganz recht, daß sie mich weiterbringen. Und meine G'schriften hab' ich auch dabei — die kann ich der Frau einmal sehen lassen—, und unterwegs hab' ich überall gearbeitet, grad' wie hier.«

Wieder regte sich in Jana die beifällige Empfindung für den kleinen tapferen Kerl, der sich so selbständig durchs Leben schlug. Sie erkundigte sich, ob er denn hier aus der Nähe sei; das verneinte er. »Ganz weit weg bin ich zu Haus; bloß die Mutter, das ist eine Hiesige gewesen — hab' ich sagen hören — drum hat's mich daher belangt.«

»So, und gefällt's dir jetzt da?«

»Das weniger,« gab er kleinlaut Bescheid. »So, die Leut, die wären ganz recht. Aber die Arbeit am Schlag droben, die freut mich nicht. Weil ein jedes so drüber schimpft, daß der Wald geschlagen wird — sie sagen, es ist ein Schutzwald und steht schon viele tausend Jahr. Und daß man ihn jetzt niederlegt, das wär eine Sünd, und wir würden schon sehen, es geschieht noch ein Unglück dabei.«

Jana errötete und biß sich unwillig auf die Lippen. »Die Leut sollen auf sich selber schauen und einem

Kind wie dir nicht solche Sachen in den Kopf setzen,« erwiderte sie gereizt.

»Ich red' halt bloß den Holzern nach,« entschuldigte sich Pauli; »die giften sich oft genug, weil sie solche Sprüch' anhören müssen, und schlecht zahlt sind sie auch — drum sind uns schon etliche ausgestanden. Nebstdem reut es mich selber, wenn so ein Baum am Boden liegt, und wir müssen's Geäst davon herunterhacken, daß er gar nichts mehr gleich sieht.«

»Es ist schon gut; geh jetzt in Gottesnamen!«

Ihre Verstimmung bemerkend, wandte er sich folgsam zum Gehen; nur an der Schwelle zögerte er noch einen Augenblick. »Ich tät' recht schön bitten,« brachte er schüchtern und treuherzig heraus, »wenn die Frau vielleicht einen Dienstbuben braucht — zum Hüten oder sonst — ich wollt' schon fleißig meine Schuldigkeit tun.« — Jana überlegte flüchtig, ob das gehe; jedoch einen vierzehnjährigen fremden Knaben ohne weiteres zu mieten, schien ihr allzu gewagt. »Ich glaub' kaum,« antwortete sie und sah an seinem enttäuschten Antlitz vorbei. »Also behüt' dich Gott!«

Als er gegangen, machte sie sich daran, die Schneerosen mit Wasser zu tränken; sie hatte im Sinn, sie auf ihres Mannes Grab zu tragen. Währenddessen kam die Mechthild herein, wißbegierig, wer denn

vorhin der nette Bub gewesen. »Er hat ein aufrichtiges Gesichtel,« meinte sie; »jetzt studier' ich die ganze Zeit, wem er doch gleich sieht. Gar so bekannt kommt er mir vor.«

Jana nahm sich vor, durch den Severin nähere Umfrage nach dem Kleinen halten zu lassen. Ihre vorige kurze Abweisung tat ihr leid.

Der Severin führte seinen Auftrag pünktlich aus; an einem der nächsten Tage beim Mittagmahl war er imstande, sein neu geschöpftes Wissen mitzuteilen. Er berichtete, die Holzknechte insgesamt hätten den Pauli gern — als ein aufgeweckter, flinker Bub sei er bekannt, um den es eigentlich schade sei, denn viel Gutes lernen könne er da droben nicht. »Gewissermaßen stammt er aus dasiger Gegend,« fügte der Alte bedächtig hinzu; »die Leut von seiner Mutter haben das Mahderhäusl gehabt, das zu höchst am Berg steht — Staudacher, scheint mir, haben sie sich geschrieben — kruzisakerment, was hast du?« fuhr er mittendrein die Mechthild an, die durch einen Fußtritt ihn bedeutete, daß er schweigen möge, worauf des Knechtes Aufbegehren in unverständlichem Gemurmeln erstarb.

Der kleine Zwischenfall war Jana nicht entgangen; sie mochte nicht weiter nachfragen, doch kam er ihr wieder und wieder in Gedanken. Es nahm sie wunder,

ob mit des Pauli Verwandtschaft irgend etwas sich zugetragen, was ihr eigenes Gesinde vor ihr verbergen wollte. Über dieser plötzlich auftauchenden Vermutung ward sie beinahe so erregt wie ehemals, da der Schatten, den sie zu bannen trachtete, ihr durch unbestimmten Schrecken seine Nähe ankündigte.

Am Nachmittag brachte ihr der Postbote einen Brief von zierlicher Frauenhand. Die junge Frau Klara teilte ihr in allerhand verschämten glückseligen Andeutungen mit, daß Gott sie gesegnet habe. »Wissen Sie, wie mir zumute ist?« schrieb sie. »Wie wenn die Seele von meinem kleinen Verlorenen in dem neuen Kindchen wäre, und ich hätte sie nun alle beide und müßte sie zweifach lieben.« — Weiterhin forschte sie angelegentlich nach Janas Befinden, so herzlich, als wolle sie ihr das Glück abbitten, das sie vor ihr voraus hatte. Jana verstand es und gönnte der andern ihre große innerliche Freude; aber sie fühlte doch etwas von geheimem Weh, das Weh der Frauen, die nicht geboren haben. Wie der unsichtbare Feigenbaum in der Schrift kam sie sich vor; der um sie gehäufte Reichtum, der sich täglich noch mehrte, erschien ihr sinnlos, da sie ihn auf keinen Nahestehenden vererben konnte.

Gesenkten Hauptes stand sie, den Brief in der einen, die Klinke der Stubentür in der andern Hand haltend.

Im Begriff, hinauszutreten, sah und hörte sie durch den geöffneten Spalt, wie die Mechthild draußen im Hausflur dem vorbeigehenden Severin abpaßte und ihn halblaut aufforderte, ihr in die Mägdekammer zu folgen — sie hätte ein Wörtl mit ihm zu reden.

»Ja, was wird das sein?« brummte der Alte, verhiess aber doch, mit ihr hinauf zu kommen, sobald er nur sein Arbeitsgerät abgestellt. Er humpelte durch die Hintertür auf den Hof, indes die Mechthild noch einen Augenblick in die Küche zurückkehrte. — Jana stutzte ob der Heimlichkeit — bezog sich das verstohlene Zwiegespräch vielleicht auf gestern — auf die Herkunft des Pauli? Obwohl ihrer Natur alles Spähen und Lauschen durchaus zuwider war, meinte sie doch, sie habe ein Recht, zu erfahren, was in ihrem Hause vorgehe. Mit raschem Entschlusse schlüpfte sie über den Flur, die Stiegen hinan, der Kammer zu, die ehemals die ihrige gewesen, und die neben der Mägdekammer lag.

Einen Atemzug lang zögerte sie auf der Schwelle; dann trat sie festen Fußes hinein.

Nebenan knarrte eine Tür; Geräusch von Tritten und Stimmen näherte sich. Die Mechthild sprach anfänglich gedämpften Tones, so daß nur manchmal ein verständliches Wort das Ohr der Frau erreichte, die ungesehen ihr Haupt der trennenden Wand zuneigte.

Der Severin dagegen hielt Vorsicht offenbar für überflüssig; ganz vernehmlich hörte Jana ihn sagen: »Ja mein, das hab' ich nicht wissen können. Um so Liebesgeschichten und üppige Sachen hab' ich mich meiner Tag nicht angenommen.«

»Aber das haben Leut genug gewüßt. Ich bin dazumal schon im Haus gewesen und hab' die Reden anhören müssen von dem und der: ›So, dein Haussohn geht ja mit der Staudacherischen!‹ Ja, und wie's erst so weit war, daß was Kleines in der Wiege drin geschrieen hat — meinst, da hat man die Ohren zuheben können?« — Der Severin besann sich; es deuchte ihm nun selber, er habe etwas von dem Ding läuten hören. »Aber er, der Alte, der wird recht grantig drüber gewesen sein?« meinte er.

»Jesus mein Gott!« — Die Mechthild erhob ihre Stimme bei der aufregenden Erinnerung. »Keinen Begriff macht man sich, wie der Mann getan hat! Ums Haar hätt' er ihn niedergeschlagen, seinen Sohn, wie's ihm der gesagt hat von dem Kind, und daß er der Mutter's Heiraten versprochen hat. War das eine Zeit! Ein Streiten, ein Hin und Her bis in die Nacht! Aber er, der Alte, hat zuletzt kurzen Prozeß gemacht. So und so viel biet' ich, daß die Dirn aus dem Weg kommt — und ihren Leuten hat das Gebot in die Augen gestochen, wie's halt geht.«

»Was hat sie machen wollen? Ihre Alten haben's ihr vorgestellt, daß sie auswärts mit dem Geld schon einen andern findet, wenn sie der Althammersohn doch nicht heiraten darf.«

Der Severin bewegte mißbilligend den Kopf. Das sei ihm auch ein trauriger Bursch, der sich die Schneid so abkaufen lasse, meinte er. Hätt' er einen Charakter gehabt, so — die Mechthild schnitt ihm das Wort ab.

»Hätt' ich! — wär' ich!« sagte sie betrübt und zugleich spöttisch. »Er hat sich lang drum gewehrt, aber wie's einmal geheißen hat: von der Dirn lassen oder enterbt werden, da hat ihm der Mut nicht gelangt. Das bringt aus dem Haus hier keiner zuweg, daß er lebendiges Fleisch und Blut lieber hat als das Geld. — An dem Tag, wo die Staudacherischen abgezogen sind von dem Häusl droben, da ist er heimgekommen — wahrscheinlich hat er sie und den Buben noch besucht gehabt zum Abschied — und an mir vorbei gegangen mit einem Gesicht wie die teure Zeit. In seine Kammer hat er sich eingesperrt; derweil aber hat der Alte uns allesamt, jedes einzeln, zu sich gerufen und gedroht: wenn sich eins untersteht und ein Wörtl von der Geschicht verlauten laßt, vorab gegen die künftige Sohnsfrau — dann darf dasjenige nur geschleunig sein Bündel schnüren. Natürlich, daß sich keins mehr zu schnaufen getraut hat; und nachdem die Dirn samt

dem Kind doch fort war, ist das Ding nach und nach in Vergessenheit geraten.«

Was der Severin erwiderte, war nicht deutlich zu verstehen; er schien sein Erstaunen auszudrücken, daß nicht doch jemand, auch nicht der Mann selbst, seiner nachmaligen Frau davon geredet habe. Die Mechthild meinte, das hätte am Wesen der Frau gelegen.

»Sie ist keine von denen, an die man leicht hinkommt; das weißt du schon. Auch er, ihr Mann, hat das verspürt — obschon er's, glaub' ich, eingesehen hat, was er hat an ihr. Wenn zwei sich darin gleich sind, daß sie nicht mehr reden und deuten, als was not tut! — Jesus Maria, es hört uns doch niemand?« unterbrach sie sich ängstlich.

»Kannst unbesorgt sein — es ist kein' Seel' um und um! Aber das muß ich sagen: eine gespaßige Fügung ist's, die das verlaufene Bübel gerade daher führt. Und wissen möcht' ich, ob er, der Kramer selig, nicht manchmal auf den Buben gedacht hat, wo der doch sein einziger verblieben ist?«

Die Mechthild versetzte: da sei sie überfragt. »Ein paarmal, glaub' ich, hat er noch Geld hingeschickt, heimlicherweis' — sonst wüßt' ich auch nichts. Aber letzthin, wie mir der Kleine vor Augen kommt, denk' ich bei mir: wem sieht jetzt der gleich? Nachher, wie du gesagt hast, die Staudacherische ist seine Mutter,

da sind mir die Schuppen von den Augen gefallen. Und gelt, du bist gescheit und laßt dir nichts anerkennen, damit die Frau nichts inne wird!«

Das leuchtete dem Severin nicht ganz ein. »Es kann ihr zuletzt ja gleich sein, was vor ihrer Zeit geschehen ist.«

»Schau, sie ist aber krank gewesen. Und leicht, bald sie's erfährt, eifert sie doch. Das wär' dann auch dem Bübel sein Schaden; denn jetzt mag sie ihn noch und tut Gutes an ihm. Geh, versprich mir, daß sie's nicht merken soll!«

Das versprach der Severin, mit Handschlag obendrein. Darauf kehrten sie einträchtig an ihre beiderseitige Arbeit zurück.

Über eine Weile hätte die Mechthild die Frau etwas zu fragen gehabt; sie suchte sie in der Stube, im Laden und fand sie nicht. Im Laden war die Wally allein, die angab, die Frau sei ausgegangen; sie habe es offenbar sehr eilig gehabt. »Ja, hat sie nicht gesagt, wohin?«

Die Wally verneinte. »Sie war zuvor gar nicht bei mir herin; vom obern Stock ist sie heruntergekommen, aus der Kammer neben der unsern. Und ganz fremd hat sie ausgeschaut.«

Von da droben! Der Mechthild wurde mit einem Male unbehaglich und ahnungsvoll zumute.

\* \* \*

Auf der Straße, die vor das Dorf hinaus, in der Richtung der Waldberge führte, schritt eine Frau. Den Saum des faltigen Rockes hochhebend, kreuzte sie die nassen, schlüpfrigen Stellen des Weges; denn es hatte getaut, und in kleinen Rinnsalen quoll das Schneewasser zu Tale. Unaufhörlich rieselte es von den abfallenden Hängen; es tropfte vom Geäst, von den moosigen Steinblöcken, an denen hier und da noch ganze Bündel seltsam gebildeter Eiskristalle hafteten. — Da, wo ein holperiger Pfad aus dem Walde herabkam und der Hall der Äxte sich am deutlichsten vernehmen ließ, blieb Jana stehen. Sie lauschte nach oben, maß ein Stück die Straße zurück, dann stand sie abermals still, um Atem zu holen und das Haar aus den pochenden Schläfen zu streichen. Die Entdeckung war ihr noch wie ein Traum; sie meinte noch immer, es könne nicht sein — darum drängte sie nach Gewißheit. Zu Anfang hatte sie ganz betäubt droben in der Kammer gesessen, hatte es als einen bitteren Stachel empfunden, daß sie so hintergangen worden, daß der Tote so wenig Vertrauen zu ihr gehabt. Aber vielleicht hatte er es ihr sagen wollen — das Gedächtnis seiner Todesstunde überkam

sie, mit der Erinnerung, wie angstvoll er sie angeblickt, und wie er sich abgemüht hatte, Worte hervorzustoßen, die nicht mehr verständlich waren. Da war das Erbarmen wieder da mit dem, dessen Leben so freudlos und dessen Sterben so schwer gewesen — und es ward ihr zum Trost, daß er in einem andern Geschöpfe fortleben sollte, an dem sie ihr Mitleid noch betätigen konnte.

Daheim, vor ihrem Hause, hatte sie die Ankunft der Holzarbeiter nach Feierabend erwarten wollen. Aber dann hatte die innere Erregung ihr nicht Ruhe gelassen — es hatte sie weitergetrieben, bis zu den letzten Häusern, vor das Dorf hinaus. Wo sie jetzt harrend stand, mußten die Holzleute unfehlbar vorbeikommen — da würde sie den Pauli zu sich winken, ihn ausfragen, ihn heißen, ihr seine Papiere zu bringen. Und wenn sie alles bestätigt fand, so wollte sie für ihn sorgen, ihn betreuen, wie nur sein Vater gekonnt, mehr als er vielleicht getan hätte. »Wenn es Gottes Wille ist, will ich. . . Ich will,« wiederholte sie sich und erstaunte, weil sie das Wort unwillkürlich laut in die freie Luft hineingesprochen hatte. Anstatt des Echos traf ein langgezogener, entfernter Ton ihr Ohr, den sie kannte: es war der Warnungsruf, mit dem die Arbeiter droben einander zur Vorsicht mahnten. Obwohl er sie nicht anging, spähte sie unwillkürlich an der

Berglehne empor und gewahrte mit Verdruß, wie bedrohlich die Waldverwüstung fortgeschritten war. Soweit ihr Auge reichte, aufwärts und aufwärts, war alles kahl; nur ganze Stöße von Scheitern waren aufgeschichtet und mit Rinde zum Schutz vor der Nässe bedeckt. Überall lagen die zweigberaubten, glattabgeschälten Stämme am Boden; eben knarrte schwerfällig ein Holzfuhrwerk von dannen, das etliche der Verstümmelten hinwegführte. Auf und zwischen den übergebliebenen Baumstümpfen hatten sich kleine Wassertümpel gesammelt, in denen die Abendsonne sich rötlich spiegelte.

Jana horchte mit Befremden — es war plötzlich so still auf dem Berge geworden. Die Feierstunde hatte doch noch nicht geläutet — oder — konnte sie die Glocke überhört haben? Fast schien es so, denn schon sah sie die ersten Arbeiter langsam den Pfad herniederklimmen. Sie traten sonderbar behutsam — nun wurden hinter ihnen auch andre sichtbar, und es zeigte sich, daß sie etwas in ihrer Mitte trugen, etwas Dunkles, das ihre Gestalten verdeckten. — Jana wußte nicht, was ihr unversehens die Brust beklemmte — hastend, stolpernd, daß sie fast gefallen wäre, tat sie ein paar Schritte vorwärts — da sah sie eine aus Baumästen notdürftig hergestellte Tragbahre, auf der

ausgestreckt jemand ruhte — eine kleine, zarte Menschengestalt.

»Pauli!« — schrie sie auf — ihre Angst schrie es, noch ehe sie an seiner Seite war und das kindliche, blasse Antlitz erkannte. Er war nicht tot; doch von Wange und Schulter sickerte das Blut. Bei dem Anblick schluchzte die Frau, wie sie noch nie, auch nicht an ihres Gatten Leiche geschluchzt.

Die Männer, die ihn trugen, schauten finster drein und berichteten in kurzen mürrischen Worten den Hergang. Die Schärfe eines vom Stiele abspringenden Beiles hatte das Büblein gestreift — wie so es eigentlich geschehen, könne niemand begreifen.

»Ich hab's immer gewußt,« sagte einer von ihnen, »auf dem Schlag haben wir noch einmal ein Unglück. Morgen sag' ich auf — ich mag der Nächste nicht sein, dem was zustoßt.«

Die andern gaben ihren Beifall zu erkennen und schossen schadenfrohe Seitenblicke auf die Frau, die eben recht kam, das zu hören, die Frau des Mannes, der den Wald verkauft hatte.

Sie hätte antworten mögen: »Warum werft ihr mit Steinen nach seinem Grab? Es ist ja sein Sohn, den das Unheil getroffen hat« — da legte der Pauli sich ins Mittel. Die halbgeschlossenen Lider ein wenig öffnend, schaute er die Umgebenden an. »Was wollt's

denn? Es hat mir gar nicht viel getan,« behauptete er mutig und versuchte sich aufzurichten, sank jedoch gleich wieder zurück.

Jana bedeutete ihm, sich ruhig zu halten. »Wohin schafft ihr ihn eigentlich?« fragte sie die Männer, die, wie sich nun erwies, darüber noch keinen klaren Beschluß gefaßt hatten. Es gab wohl eine Art von Siechenhaus am Orte, aber —

»Dort hinunter!« gebot Jana kurz und stark, »ich nehm' ihn zu mir in mein Haus.« Dagegen erhob sich keine Widerrede; folgsam wandten die Holzer sich dem Hause der Kramerin zu, während sie nebenher schritt, die kleine derbe Knabenfaust mit ihrer Rechten fest umschließend.

Es gab ein Raunen und Zusammenlaufen, eine Bewegung im ganzen Dorf, als die Kunde des Unfalls sich verbreitete. Allgemein war das Mitleid mit dem arg geschädigten jungen Blut; nur die Neunmalweisen, deren ja kein Ort ermangelt, empfanden zugleich Genugtuung über ihre eingetroffene Vorhersage, daß das Abholzen droben noch zu schlimmen Dingen führen werde.

Die Mechthild, die vom Fenster ausgelugt, lief dem Trüpplein entgegen; ihr gebot die Frau, alsbald für den Verletzten Bett und Kammer zu richten, die Kammer, die vordem ihre eigene gewesen. Ganz verwirrt

gehorchte die Alte. — »Herrgott, jetzt kommt er doch ins Haus, und die Frau bringt ihn gar selber. Ich sag's ja: dem, was sein soll, entläuft der Mensch nicht.«

Jana half, so gut es ging, den Knaben verbinden; sie ward nicht müde, während sie an seinem Lager saß, jeden seiner Züge prüfend zu durchforschen — kaum begriff sie, daß sie nicht augenblicklich gewußt, an wen er sie gemahnte. »Er sieht ihm ja gleich,« dachte sie, »wie ein Tropfen dem andern sieht er ihm gleich.«

Der Severin wollte den Bader zur Stelle holen; aber die Frau bestand darauf, nach dem Arzte zu senden, der sie selbst behandelt hatte. In der Zeit, da sie seiner harrte, fand sich einer der Holzschläger nochmals ein, die den Pauli hergeschafft und, weil die Frau ihnen die Hilfe gut belohnt, sich innerlich mit ihr ausgesöhnt hatten. Er brachte des Knaben geringe Habseligkeiten aus der Hütte, wo jener bisher mit drei Kameraden genächtigt hatte und übergab das Bündlein in Janas Hut.

Sie öffnete es ohne Zeugen. Etliche armselige Gewandstücke — ein paar eingenähte größere Münzen, offenbar ein Patengeschenk. Weiter ein Päckchen abgegriffener Papiere — die »G'schriften«, wie Pauli sagte. Mit zitternden Fingern riß sie es auf.

Das Taufzeugnis auf den Namen Paulinus Staudacher — ein paar Zeugnisse von Arbeitgebern,

die dem Kleinen ihre Zufriedenheit bestätigten. Das ging sie nichts an — aber da, die Handschrift — die steifen, ebenmäßigen Schriftzüge, die kannte sie! Wenige Zettel mit vergilbtem Datum, kurz im Inhalt, den stets die gleiche Formel einleitete: »Anbei sende ich dir. . .« Bloße Beizettel zu Geldsendungen, aber von ihres Mannes Hand geschrieben, Beweise der Fürsorge für sein Kind. — Wenn sie noch gezweifelt, jetzt zweifelte sie nicht mehr.

Die Mechthild, die für einige Augenblicke Janas Platz bei dem Kleinen eingenommen hatte, sah wundernd auf, als die Frau plötzlich mit so seltsamem Ausdruck zu ihr trat. »Mechthild,« sagte sie leise, auf den dunklen Knabenscheitel deutend, »Mechthild, es ist schon an dem! Er ist meines Mannes Sohn!«

\* \* \*

Der Doktor war dagewesen und hatte die beruhigende Versicherung abgegeben, daß die Verletzung keineswegs gefährlich sei. In einer Woche werde sie geheilt sein; bei solch einem festen Buben währe dergleichen nicht lang. Auf diesen Ausspruch war der Pauli, der sich bereits kräftiger fühlte, ersichtlich stolz und erklärte den ihn wartenden

Frauen nachdrücklich: es sei nicht etwa sein eigener Fehler, daß ihn der Streich getroffen. Bloß die andern seien ungeschickt gewesen. Dazu lächelte Jana — ein Lächeln, wie es niemand zuvor an ihr gewahrt hatte, und das ihr ein junges helles Aussehen verlieh. Sie wich nicht von ihrem Pflegling. Eine einzige Stunde des folgenden Tages war sie abwesend und berichtete heimkehrend den Ihrigen, daß sie beim Gemeindevorsteher gewesen. »Ich hab' ihm doch anschaffen müssen, er soll das Amt in Kenntnis setzen davon, daß ich den Pauli an Kindesstatt annehmen will. Und dann hab' ich noch ein Gewerbe gehabt. Den Wald laß ich nimmer mehr verderben; was noch steht, kauf' ich zurück.«

»Heiliger Joseph! wird das ein Trumm Geld kosten!« konnte der Severin sich nicht enthalten auszurufen. Jana nahm es gelassen; sie blickte nur seitwärts nach der Mechthild, die sprachlos die Hände überm Kopf zusammenschlug.

»Für den Pauli bleibt schon genug übrig,« versetzte sie. »Für uns alle miteinander. Jetzt hab' ich ein Lebendiges — da steh' ich auf das tote Geld weniger an.« Damit ging sie hinein zu dem Pauli, der ihr schon verlangend die Hand entgegenstreckte. Etwas kleinlaut und beschämt folgte ihr die Mechthild.

»Frau,« bat sie, »was ich hab sagen wollen: ein bißl ein besseres Hemd muß der Pauli als Hauskind schon haben. Seine paar Lümperln halten kaum noch zusamm'«.«

Jana, die über das Bett gebeugt stand, richtete sich empor. Sie nickte und wandte sich der Ecke unterm Fenster zu; da war noch die Truhe, die buntbemale, vor der sie in schlaflosen Nächten gekniet hatte — und der Pack feiner Hemden lag noch darin. Den suchte sie hervor, wählte eins aus der Zahl. »Legen wir ihn damit an!« sprach sie freudig, beinahe feierlich.

»Ein bißl lang wird's sein,« meinte die Mechthild, indes sie ihr half, dem Knaben an Stelle seines ärmlichen Flickenhemdes das neue überzustreifen. Die Frau antwortete nicht. Sie hielt den schmeidigen jungen Leib im Arme und richtete ihren Blick nach draußen, wo überm weißen Schein des Gletschers das Himmelsblau flimmerte. »Du brauchst kein Gewand mehr; und doch ist's dein Fleisch und Blut, das ich damit bekleide. Wir sind auf gleich — du darfst mir nichts mehr vorrücken. Hab du den Frieden! Ich hab' ihn auch!«

Der Pauli strich ehrfürchtig an seinem feinen Hemde entlang. Das gehöre ihm gar nicht — so gut sei er's nicht gewöhnt, gab er zu bedenken.

»Nimm's nur!« sagte Jana. »Es gehört schon dein; denn hier ist jetzt deine Heimat, mußt du wissen.«

Fast verschlug es ihm den Atem. »Ist das wahr?«

»Wohl ist's wahr,« bestätigte sie, »und auch, daß ich fortan deine Mutter bin. Willst du, daß ich's sein soll? Sag ›Mutter‹ zu mir!«

Und der Knabe wiederholte, schüchtern, doch voll Zutrauen, das tiefe, seinen Lippen nicht mehr geläufige Wort: »Mutter!«

## In der Klamme.

Eine Glocke schlug an — fern aus der Finsternis. Michael Burgstaller vernahm es nicht oder nur undeutlich in seinen Traum hinein. Erst als er am Arm ergriffen und nachdrücklich geschüttelt wurde, ermunterte er sich und sah das Antlitz seines Genossen, des zweiten Klammwächters, dicht über sich gebeugt.

»Zeit ist's.« — Das kurze Wort bedeutete, daß die Stunden der Ruhe für Michael vorbei waren und für den anderen begannen. Michael gaffte und gähnte nicht lange — flink sprang er auf seine Füße, dehnte die Glieder, die vom Liegen auf der nachtkühlen Erde etwas steif geworden und nickte dem Gefährten zu. »Ist schon recht. Schlaf gut!«

Der andre dankte dem Wunsche nicht. Er streckte sich auf die zerschlossene Rupfendecke, die ihnen beiden als Matratze diente, wickelte sich in seinen Mantel und zog dessen Kapuze über die Ohren. Binnen wenigen Minuten schien er entschlummert.

Michael lehnte in halbsitzender Stellung zur Seite des Klammweges an dem taubenetzten Rasenhang.

Kopfschüttelnd schaute er auf den Liegenden herab. »Einen Hunderter, wenn jedes Wort kosten möcht', könnt' er nicht sparsamer damit sein. Man weiß nicht recht, ist es Hoffart oder traut er sich nicht.« —

Diese Betrachtung stellte Michael Burgstaller täglich dreimal an. Er wandte sich davon ab und lugte zum Himmel empor, daran zwischen Gewölk etliche verschlafene Sterne blinkten. Die Nacht war lau und totenstill — nichts ließ sich hören als drunten in der Tiefe das Brausen des Wassers, das die Klamm mit weißem feuchtem Nebel erfüllte. Wo kein Sternblick hintraf, waren die hochragenden Steinwände schwarz, desgleichen die vom Wind leise bewegten Sträucher und Bäume, zwischen denen es manchmal verdächtig knackte, wenn ein Nachttier auf sachten Pfoten hindurchschlich. Michael kannte diese Laute der Finsternis und machte sich nichts daraus — nur als ein ängstliches Stöhnen in seiner Nähe ertönte, rieselte es ihm unbehaglich den Rücken hinunter. Er entsann sich der Schauergeschichten, die er als Kind geglaubt und selbst beim Militär nicht ganz vergessen hatte, von bösen Geistern, die in solchen einsamen Schluchten hausen — unwillkürlich klammerte er sich an ein Betsprüchlein aus der Knabenzeit:

»Heiliger Schutzengel mein,

Laß mich dir empfohlen sein.«

Da hätte er fast mittendrin aufgelacht — wie man nur so dumm sein kann! Das Stöhnen rührte ja von seinem Kameraden her, der im Schlaf sich unruhig herumwarf — im Magen oder Herzen mußte ihn etwas drücken.

»Hallo!« rief Michael ihn an; da holte der Gestörte im Halberwachen einen tiefen erleichterten Atemzug, legte sich zur Seite und entschlummerte abermals.

Ein kühler Hauch wehte durch die Schlucht, die Nähe des Morgens verkündend. Von oben erhellte sich das Gewölk — ein gelblicher Widerschein aus Osten strahlte an den obersten Felszacken. Hier und da erhob sich eine vereinzelt Vogelstimme. Michael zog den dicken Kapuzenmantel dichter um sich und betrachtete das allmählich erkennbar werdende Gesicht des Schläfers zu seinen Füßen. Ein sauberer Mensch, ein schöner Mensch sogar. Alles fein und wohlgebildet an ihm; auch der Zug von Traurigkeit um die dichten Brauen stand ihm gut an — freilich besser bei Tage als eben jetzt. Im Augenblick hatten die Züge etwas Verhetztes trotz der geschlossenen Augen, einen sonderbaren Ausdruck, den Michael nicht zu deuten verstand. Er wußte auch sonst nichts von dem, der früh und spät ihm zur Seite war, seit acht Tagen schon. Nicht wo er sich aufgehalten, ob er

Eltern oder sonstige Blutsfreunde habe, gar nichts. Nur daß er viel gewandert sei, lange Zeit ohne Arbeit, und daß er ehemals in einer Fabrik gewesen, die den Betrieb nachher eingestellt habe. Was dazwischen lag, blieb unerzählt.

Kein betulicher Kamerad! Aber schließlich würde der auch gesprächiger werden, wenn man erst länger beisammen war! — Während der Himmel sich immer mehr lichtete, und das Vogelkonzert ringsum sich nun einstimmig erhob, streckte Michael den Fuß aus und gab dem Schläfer einen wohlgemeinten Rippenstoß.

»He, Kamerad, was ist's mit uns? Wollen wir nicht einen Kaffee kochen? Sechse hat's geschlagen und Hunger hätt' ich genug.«

\* \* \*

Am Eingang der Talenge, da wo sich ihre Felsen zur Klamm zusammenschoben, befand sich das Elektrizitätswerk. Ein betriebsamer Ingenieur hatte es errichtet und einen Vertrag mit der Gemeinde darüber abgeschlossen. Seit der kleine Marktflecken unweit der südlichen Sprachgrenze sich als Luftkurort aufgetan hatte und feine, anspruchsvolle Leute aus aller Herren Länder beherbergte, bedurfte er solcher Einrichtungen. Für das Elektrizitätswerk war übrigens

die Hauptsache von vornherein vorhanden gewesen: die ungenützte, prachtvolle Wasserkraft, der Gebirgsbach, der mit schäumendem Ungestüm aus dem benachbarten Hochtal dahersprudelte, sich als ein wilder junger Recke den Durchzug erzwungen hatte zwischen turmhohen steinernen Wänden, die den Paß in die Ebene ihm verlegen wollten. Ein enges Bett blieb es freilich, das er sich gewählt hatte, und ein steinigtes. Über Blöcke, die das Wasser im Laufe der Jahre selbst losgerissen, quoll es in milchigen Wogen hinüber — fortwährend kochte und brandete es in dem Tobel, warf weiße Blasen und spritzenden Gischt. In dünnen Sommern verminderte sich die Wassermenge, ebenso im Winter, bis die Sonne wiederum Kraft gewann, die eisglitzernden Zapfen und Tropfenbündel von den Wänden zu lecken. Mächtig schwoll die Strömung, wenn im Frühjahr der Schnee droben im Gebirge schmolz, oder wenn im Herbst anhaltender Regen sich einstellte. Dann wie dann wurden ganze Massen von Treibholz den Fluß hinabgeschwemmt, teils infolge von Hochwasser, teils mit Absicht, um den Holzreichtum der Bergwälder auf solche Art zu Tale zu führen. Während der »Holztrift« waren im Betrieb des Elektrizitätswerks wiederholt Störungen und Hemmungen eingetreten — deshalb hatte die Gemeinde regelmäßige Wächter angestellt, die Tag

und Nacht dafür sorgen mußten, daß der Abfluß des Baches kein Hindernis erfuhr.

Nahe der sogenannten »Kirche«, wo das Gestein sich torartig wölbte, hatten die Männer ihren Stand. Ein Schutzdach, das ihnen zunutze am Gewänd angebracht gewesen, hatte das Wetter wiederholt herabgerissen. Regnete oder stürmte es einmal gar zu arg, so suchten sie Unterschlupf unter einem vorspringenden Felsen oder einem breitästigen Baum, der es fertig gebracht hatte, im dürftigen Erdreich der Klammhänge Wurzel zu fassen. — Bei Tage waren sie nicht völlig einsam; es kamen Fremde, um den malerischen Anblick der Klamm zu genießen — die gingen gewöhnlich bis zur »Kirche«, weil hinter dieser der gebahnte Pfad aufhörte und geübte Kletterer nur mit Gefahr durch die Felswildnis den Ausgang finden kannten. Dann wechselten die Besucher ein paar Worte mit den Wächtern, fragten dies und das und schenkten den beiden, deren Verlassenheit sie bemitleideten, eine Kleinigkeit, um sich Wein oder Tabak zu kaufen.

In kalten Nächten zündeten die Männer sich ein Feuer an, das die Sträucher und Steinnasen ringsum mit phantastischem Geflacker erhellte — bisweilen brieten sie sich ein Gericht Erdäpfel an der Glut; zu weiterem jedoch reichte ihre Kochkunst nicht. Sie

lebten von dem Vorrat an Speise und Trank, den sie in ihren Rucksäcken mit sich führten; im übrigen getrösteten sie sich der Zeit, wenn die sechs Wochen ihrer Wächterschaft um sein würden. Dann winkte ihnen all das sonst Entbehrte: weiches Lager und warme Kost. Der Michael freute sich gewaltig darauf — und noch mehr auf ein andres, wovon er aber nichts verlauten ließ. —

Seit drei Jahren versah er den Dienst in der Klamm; in der Zwischenzeit arbeitete er als Holzschläger in der Gemeindewaldung. Immer gut aufgelegt, hier wie dort, gesund am Körper und am Gemüt. Niemand hatte den stämmigen Menschen mit dem glatten Haar und den großen runden Knabenaugen je anders als heiter dreinschauen sehen; niemand hatte ein mißlauniges Wort aus seinem Munde gehört. Er sang und piff gleich einer Amsel im steinernen Bauer seiner Klamm, fest überzeugt von der Güte dieser Welt und der ewigen Freude, die darauf folgen sollte. Nur zufrieden mußte man sein; und das war der Michael. Armer Leute Kind, hatte er von klein auf im Tagelohn gearbeitet; das sauer verdiente Geld trug er pünktlich auf die Sparkasse und rechnete in Gedanken, wann er hoffen könnte, eine bestimmte Summe beisammen zu haben.

Im letzten Jahr war er auf seinem Posten allein gewesen. War das Gefälle des Wassers nicht zu stark, ging das ganz leicht — war es stärker, dann freilich galt es scharf aufzumerken. Dann durfte er keine Stunde schlafen, wenn er niemand hatte, ihn im Wachen abzulösen. Deshalb sollte er dies Jahr wieder einen Genossen erhalten. Noch hatte sich keiner gemeldet für das eintönige Geschäft, als plötzlich der Zugereiste sich anbot, der Arbeit und Unterkommen suchte um jeden Preis, obwohl er besser gewöhnt schien und ein Handwerk verstand. Da seine Papiere in guter Ordnung befunden wurden, so stellte man ihn an. Er hatte dichte, schwarze Augenbrauen, einen schwermütigen Blick darunter und einen Namen, der auf wälsche Abstammung deutete: Carlo Pedroß.

\* \* \*

Nach etwa drei Wochen hatte der Neue sich dem Leben in der Klamm schon ziemlich angepaßt. Namentlich schloß er sich enger an seinen Gefährten; es war, als ob Michaels stete sorglose Fröhlichkeit ihm ein sicheres Gefühl gäbe. Ein sonderbarer, verschlossener Mensch blieb Carlo Pedroß immerhin — aber gescheit — so gescheit, daß Michael alle Achtung davor hatte. Er mußte weit in der Welt

herumgekommen sein, hatte gefällige Manieren und handhabte die Feder mit einer Leichtigkeit, die der derbere Gefährte, dem beim Schreiben stets der Schweiß auf der Stirne perlte, anstaunte wie ein Wunder.

Es waren heiße Frühsommertage. Eine flirrende Glut in der Luft, unter der alles Lebendige litt; beinahe waren die Klammwächter in ihrer schattigen Kühle jetzt zu beneiden — wenigstens versicherten das die Leute des Elektrizitätswerkes, wenn einer von ihnen schweißtriefend dahergestapft kam. Auch behaupteten sie, lange könne das unmöglich so fortgehen — ein starkes Wetter sei bestimmt im Anzuge.

Sie behielten recht. Nächtlicherweile, nachdem aus allen Ecken des Horizontes dicke schlauchartige Wolken sich zusammengeballt hatten, brach es los, mit unerhörter tosender Gewalt. Die beiden Wächter lösten sich nicht ab wie sonst — in den geschüttesten Winkel geduckt saßen sie nebeneinander, schlossen kein Auge und bekreuzten sich, so oft ein Blitzstrahl blendend, prasselnd in einen der Bäume fuhr. Im Schein der Blitze ward Michael gewahr, daß bei jedem Einschlag, jedem daherrollenden Donner ein nervöses Zittern durch Carlos Glieder lief, und daß er die Lippen krampfhaft zusammenpreßte. Gewitterfürchtig

sein ist nichts Gutes, zumal wenn man im Freien hausen muß!

Auf das Wetter folgte stundenlanger Regen, der erst in der Frühe ein wenig nachließ. Die zwei Gefährten saßen wie in einem nassen Sack: zu dem Strömen und Rieseln von oben gesellte sich der spritzende Wassergischt von unten; das Erdreich war völlig durchweicht, das Gestein schlüpfrig und glänzend. Auf den untersten Felsblöcken standen sie, unablässig bemüht, die massenhaft daherschießenden geknickten Baumstämme mit Hilfe langer eiserner Haken ans Land zu ziehen. Beide arbeiteten eifrig und gewandt; nur einmal, da Michael mit flüchtigem Blicke Carlos Antlitz streifte, sah er, daß es bleich und überwacht aussah.

Ein ungefügter Holzklotz kam mit dem Gestrudel herangewogt, hob und drehte sich, blieb innerhalb der »Kirche« stecken und konnte nicht vor- noch rückwärts. Carlo Pedroß, der auf den vordersten Felsblock gesprungen, den Haken in der weit hinauslangenden Rechten, bog sich vor und hatte den Klotz, der wie ein Fisch ihm entgleiten wollte, beinahe gefaßt. Da wich unter seinen Füßen der Stein, schlug um — vergeblich nach einem Halt in die Luft greifend, stürzte Carlo in den Tobel hinab.

»Himmelherrg—!« Der Ausruf Michaels ward von dem Rauschen und Rinnen übertönt, ebenso wie der Schrei, den der Gestürzte im Fallen vielleicht ausgestoßen hatte. Michael riß sich die Stiefel von den Füßen — er wußte nicht wie — da stand er schon barbeinig am äußersten Rand, mühsam gegen die andringende Flut sich behauptend. Wo ist er denn, der Carlo?! — Der spritzende Wasserstaub verbarg ihn vor Michaels Blick. Da — da tauchte sein Kopf auf, mit weitoffenen Schreckensaugen; auch der Mund war geöffnet. Es schien, er sei halb in Betäubung, könne sich nicht rühren und helfen. — »Wie krieg' ich ihn herauf?« sann Michael in stiegender Eile. »Wenn er nur den Hölzern ausweicht! — die drücken ihm 's Hirn ein!« — Weit streckte er seinen Eisenhaken ihm entgegen. »Faß ihn! versuch's! Geht's nicht? In Gottesnamen — ich komm schon!« —

Mit einer Hand muß sich der Michael an den Abhang krallen, sonst reißt es ihn selbst fort. Mit dem andern Arm sucht er den Carlo emporzuzerren — es muß gehen, es muß! Die Hilfe hat den Mut des Gefährdeten belebt: während der Haken des Michael sich in seine Kleider schlägt, hascht er gierigen Griffes nach dessen Arm. Endlich — endlich fühlt er Halt; seine Füße haben Boden. Mit einer letzten gewaltigen Anstrengung zieht ihn der Michael vollends herauf.

»Hallo, Kamerad! Gut ist's 'gangen! — Jetzt hätt's dich beinah gehabt.« —

Carlo vermochte nicht zu antworten. Keuchend und zitternd stand er — die nassen Kleider klebten ihm am Leib; aus den Haaren, über das Gesicht herab rannen ihm die Tropfen. Michael hörte, wie seine Zähne vor Kälte aufeinanderschlugen. — Ja so, da konnte erst noch allerhand nachkommen, wenn man nicht rechtzeitig dafür tat!

Michael kramte in den Vorratssäcken und brachte eine ansehnliche Flasche, gefüllt mit Weinschnaps, hervor. »Trink, damit das Geblüt sich erwärmt, sonst wirst mir am Ende noch krank!« Carlo gehorchte willenslos; aber als er einen durstigen Zug getan, löste sich die Erstarrung. Er packte Michael bei den Schultern.

»Du hast mich gerettet! Ohne dich wär' ich hin gewesen. Gott soll dir's vergelten tausendmal!« — In seiner Stimme war Schluchzen.

»Ach, was dir einfällt! Du hätt'st es mir doch grad so gemacht. Jetzt hilf noch ein bißl arbeiten, das hält warm!« — Viel wollte die Arbeit, zu der Carlo sich zwang, freilich nicht bedeuten; die Hände bebten ihm allzustark. Aber inzwischen hörte der Regen und das Holztreiben allmählich auf. Nur vereinzelte Äste kamen noch herabgeschwommen, die Michael ohne

besondere Mühe beseitigte. Er schürte das Feuer, das die Wolkengüsse verlöscht hatten, aufs neue an und hieß Carlo ganz nahe hinzurücken; auch breitete er die paar Decken ihres Erdlagers sorglich um ihn. Carlo preßte ihm die Hand so fest, daß es fast schmerzte; er hatte die Flasche zur Hälfte geleert und geriet in zunehmende Aufregung. Seine Pulse hämmerten; seine Augen funkelten im Widerschein des Feuers großstarrend und voll Tränen.

»So ein Kamerad! Der beste, den 's geben kann. Und grad ich muß ihn haben — wo doch Gott weiß, ich verdien's nicht.« Mit der Faust schlug er sich auf die Brust.

»Mensch, hör auf! Das hat keinen Sinn, was du da redst.« Umsonst suchte Michael ihn zu beruhigen; der Stille, der so lange Zeit geschwiegen, war wie von einem Redekrampf gepackt. Hastig und heiser stieß er die Worte hervor, ohne Regel und Zusammenhang.

»So ein Sünder wie ich! So ein schlechter Kerl! Wenn es jetzt wär' mein letztes gewesen — wohin — ach wohin?« Wieder schluchzte er auf.

»Ich hätt' fleißig beten wollen für dich« — tröstete Michael.

»Ja du! Du meinst mir's gut — hätt' ich dich bei mir gehabt! Dazumal wo — hast du sie nicht gesehen?

Wie ich im Wasser war, hat sie da herunter geschaut — da — oh, oh!«

»Wer denn, Carlo, wer?«

»Sei froh, daß du sie nicht siehst! Wegen ihr hab' ich nicht Glück noch Stern, muß ich so ein Hundeleben führen. Ich will einmal reden davon; sonst frißt's mir das Herz ab. Himmelsakra — ich will!« — Er schrie es überlaut, wie gegen einen unsichtbaren Widersacher. Michael fühlte sich ratlos bei dem unheimlichen Gebaren des andern. War das Fieber? War es Folge des Trunkes und der Todesangst? Er konnte nichts dawider tun, getraute sich nicht einmal, ihm die Flasche wegzunehmen, die jener immer wieder an die Lippen setzte.

»O Jesus, Jesus! Wie man zu so was kommt! Wie so was zu einem kommt!« — Halblaut und stockend fuhr er fort, in klagendem Erzählerton: »Weißt, daß das Unglück mit dem Bankrott just unserm Herrn hat passieren müssen! Ein guter Mensch — ein so guter Mensch! Vielleicht darum — ein Leuteschinder hätt' vielleicht besseres Glück gehabt! Achtzig Arbeiter auf der Straße, ohne Obdach und Brot — denk' einmal! Die Straße ist ein schlechter Ratgeber, führt einen ins Zuchthaus oder in die —« Er verschluckte das Wort und schauderte.

»Warst du dort? Haben sie dich eingesperrt gehabt?« fragte Michael beklommen.

»Nein, nur Gott, nein! Damit sie mir's nicht tun, hab' ich das andre ja getan — das was —«

»Hör auf du! Ich will's nicht wissen.«

»Du mußt aber, sag' ich. Sie erwürgt mich sonst — sie — sie« — er geriet ins Schlucken und Stammeln; offenbar wußte er nicht mehr von sich noch von dem, was er sprach.

Michael war im Zweifel, was mit dem Halbirren anzufangen — ob er nach dem Elektrizitätswerk laufen sollte, um Beistand herzuholen?— Aber der Carlo konnte, wenn man ihn jetzt allein ließ, alles mögliche anstellen. So gab sich Michael darein, neben ihm sitzen zu bleiben und aus den wirren abgerissenen Worten, die er hervorstieß, sich einen Zusammenhang zurecht zu reimen. —

\* \* \*

Auf der Straße, ohne Heim und Herd, nicht wissend wohin! Keine Arbeit, wo man anfragt, und das Geld ist schon zu Ende. — Fremd sein im Land — und dabei geht es auf den Winter zu! — So sieht Michael den Carlo vor sich in Unberatenheit und Elend. Aber nein, es wäre besser, wenn der keinen Rat fände, wenn

das Haus am Waldrand ihm nicht bekannt wäre, das so einsam steht, in dem er früher schon eingekehrt ist. Nur eine Frau ist darin, und die Frau ist allein.

»Wenn sie sagt, ich hab's mit Absicht getan, so lügt sie. Ich hab' sie bloß bitten wollen — glaub' ihr nicht, was sie dir vorlügt! Alle Weiber lügen, aber Schöntun und Schmeicheln, das haben sie gern — die auch, wenn sie schon alt war. Früher bin ich zufällig vorbeigekommen, drum fällt sie mir jetzt ein. Kann ich dafür — kann ich?« — —

Der verworrene Faden reißt ab, dann knüpft er wieder an, so weit wenigstens, daß Michael sich vorwärts tasten, sich den Vorgang zurechtlegen kann. — Die Frau ist zu Hause, wäre sie's lieber nicht! Sie empfängt den Bittenden nicht unfreundlich, will ihm einen Kaffee kochen; aber Geld hat sie nicht, wie sie sagt. Während sie hinausgeht in die Küche, sieht der Zurückbleibende, der Carlos Züge trägt, sich um in der Stube. Die Lade des Tisches steht offen — aus bloßer Neugier schaut er hinein.

Was blinkt da — ein alter Strumpf? Es ist zum Lachen: ein alter Strumpf und ganz voll von nagelneuem Silbergeld. Siehst du, daß die Weiber lügen — sag' ich's doch! Viel Geld ist's nicht — langt nicht weit, aber gleichviel! Wer nicht zugreift, wenn ihm das Wasser an die Kehle geht, ist ein Narr! Da —

welcher Teufel gibt ihr ein, daß sie unversehens herein kommt, ihn da stehen sieht, das blanke Geld in der Hand? —

Die Frau schreit auf — mit einem Schwall von Schimpfreden überschüttet sie den Eindringling. So ein Lump, so ein Strolch, so ein Erzgauner! Stehlen will er? Wart, dir besorg' ich's. — Mit schriller Stimme hebt sie zu schreien an: »Diebe! Hilfe!« — Da wird die Angst des Mannes zur Wut. »Still sei, sonst mach' ich dich still!« — Mit dem Messer dringt er auf sie ein, verwundet sie am Hals, an der Brust, daß sie blutend zur Erde sinkt. Er achtet ihrer nicht — schnell, nur schnell räumt er die Lade aus, um zu fliehen samt dem Geld. — Das Geld, das Geld, warum hat es der Teufel gemacht?! ———

Es ist wie ein gräßlicher Traum, aber Michael muß ihn weiter verfolgen. — Die Frau ist nicht tot — als Carlo zur Türe hinaus will, wendet sie mühsam das Haupt, schaut ihn aus flehenden Augen an. »O mein, Mensch, hab' Erbarmen! Um Jesu willen, schick' mir jemand, der mir beisteht, daß ich nicht sterben muß! Ich verrat' dich nicht.« Und der Carlo, plötzlich reuig und mitleidig, verheißt es.

»Aber wie ich auf der Straße draußen bin, und schau nach Leuten aus, da kommt es mir: was soll ich denn sagen? Wenn sie nun Verdacht schöpfen, mich

festhalten! Wenn die Frau mich doch verrät! — Da ist die Angst wieder, hockt sich mir auf, treibt mich wie mit der Geißel: lauf, lauf, was du laufen kannst! Es wird schon jemand vorbeigehen, wird ihr helfen — fort, nur fort! Und ich dreh' mich um und fang' ein Rennen an, Hals über Kopf, ohne Umschauen! Einmal fährt mir ein Fuhrwerk vorbei, kann sein, ein Doktorfuhrwerk. Halb offen, und ein Herr mit Brillengläsern sitzt drin! Nochmal schlägt mir das Gewissen — soll ich ihn anrufen? Ihn hinführen zu ihr? Aber das kann mein Verderben sein. — Nein, geht es wie es mag, ich sorg' für mich! — Auf und davon, weiter, immer weiter — bis ich zuletzt irgendwo niedergefallen bin.«

Seine Stimme erlosch in weinerlichem Geraune. Michael ertrug es nicht länger; er war von ihm weggerückt. Solches Grauen hatte er nie zuvor verspürt. —

Und doch horchte er wieder hin gegen seinen Willen. Das Stöhnen und Flüstern Carlos wurde nach und nach undeutlicher — längere Ruhepausen traten ein, je mehr die Nacht über der Klamm und ihren Insassen heraufzog. Michael schürte das Feuer; er griff nach der Flasche, die jener endlich aus den Händen gelassen hatte und wischte das Mundstück ab. Dabei warf er einen raschen scheuen Blick nach Carlo, ob

der es nicht bemerke. Aber der hatte die Augen geschlossen, und mählich ging das schluchzende Zucken seiner Brust in tiefe hörbare Atemzüge über. Als Michael über eine Weile sich zu ihm beugte, sah er mit Erstaunen, daß Carlo fest und friedlich schlief.

\* \* \*

Carlo erwachte erst spät am nächsten Morgen. Er zeigte sich mürrisch und niedergeschlagen, hatte einen schweren Kopf und entsann sich an nichts mehr als daß Michael ihn aus dem Wasser gezogen. Ein paarmal ward Michael gewahr, wie er ihn forschend, unsicher von der Seite anschaute; zuletzt kam er mit der Frage heraus, ob er in der Bewußtlosigkeit wohl geredet habe — und was?

Solches vorsichtiges Ausholen konnte Michael nicht leiden. »Wirst schon wissen, was!« antwortete er kurz. »Das von der gestochenen Frau — ich mein', ich brauch' dich nicht zu erinnern.«

Carlo fuhr ein wenig zusammen, dann brach er in gezwungenes Lachen aus. »Ach geh! Hast du 'leicht das dumme Gered' geglaubt? Wenn ich im Rausch bin, erzähl' ich lauter so Mordgeschichten.« —

Michael hob das Antlitz und sah ihn fest an. Vergeblich suchte Carlo dem auf ihn gehefteten Auge

auszuweichen — plötzlich ließ er sich zu Boden gleiten und schlug beide Hände vors Gesicht. Michael fühlte sich ergriffen und trat dicht zu ihm hin. »Hat sie — hat sie wirklich sterben müssen?« fragte er leise.

Carlo neigte wie bejahend den Kopf; ein Zittern durchlief seinen Körper. »Du glaubst nicht, wie einem so was nachgeht! O Gott mein Heiland, wie sehr!«

»Du mußt dich drein schicken, kannst es nimmer anders machen!« sprach Michael ihm zu. Carlo umklammerte ihn.

»Nicht wahr, du sagst nichts aus?« bat er beklommen.

»Das gibt's nicht. Keine Seel' erfährt was,« beteuerte Michael.

»Gib mir die Hand drauf!« — Michael zögerte. Desto dringlicher ward der andre. »Versprich mir's! Tu mir's zulieb!« Tränen der Erregung netzten seine Wimpern. »Soll denn so ein armer Kerl wie ich nicht einen Freund auf der Welt haben?«

Da war Michael besiegt; er schlug kräftig in die hingehaltene Hand ein. »Nicht mit Zangen reißt man mir was heraus — auf mich darfst dich fest verlassen!«

»Vergiß es auch du! Mir geschieht so weh, wenn davon geredet wird.« — Michael meinte, vergessen

sei ein schwieriges Ding, doch wolle er sein Bestes tun.

Carlo fand des Dankens kein Ende. Von Stund an war er ein völlig verwandelter Mensch, gleichsam wie nach dem Wendepunkt einer schweren Krankheit. Er schloß sich an den vierschrötigen Genossen mit einer schwermütigen weichen Zärtlichkeit, die gut zu seinem hübschen Gesicht und geschmeidigen Wesen stand. Er betonte so oft sein rückhaltloses Vertrauen, gab sich so offen und treuherzig, daß Michael gar nicht anders konnte als sich dadurch geschmeichelt fühlen. Ohnehin war in dieser Einsamkeit zu zweien ein enges Zusammenhalten beinahe Notwendigkeit. Freilich durfte Michael an den ersten Vertrauensbeweis seines Freundes nicht denken, sonst überrieselte ihn der gleiche Schauer wie an jenem Abend, in jener Nacht. —

Das also war es gewesen, was dem feinen dunklen Menschen auflag, was seine Miene so düster und seinen Schlaf so unruhig machte! Ein Raub — und ein Mord dazu, wenn auch kein vorsätzlicher! In großer Not zwar hat er's getan — der Michael wußte genugsam, wie mühselig es einem bisweilen ergehen kann. Und es hat ihm keinen Vorteil gebracht; denn sonst wäre er nicht so dürftig hier angekommen. Unrecht gedeiht einmal nicht. Im übrigen soll keiner

den andern richten — die Sünde ist dem Menschen angeboren; und es braucht nur einen Anstoß, so hat sie ihn ganz. Das hielt Michael sich allezeit vor und beteuerte sich eifrig, daß sein Gefährte trotzdem kein ganz Schlechter zu sein brauche, nicht böse von Herzensgrund. Seine Versuchung war eben groß — da hat er den Kopf verloren und begangen, was ihn reute. Daß es ihn reute, davon war Michael überzeugt, wenn er sich Carlos Tränen zurückrief. Gewiß, er trug schwer daran! Und überhaupt: was der Carlo getan, das gelüstete gar manchen zu tun, wenn die Veranlassung sich bot. Der Michael selbst gedachte etlicher Male, wo ihn einer in Hitze gebracht, so sehr, daß der flüchtige Wunsch ihn durchzuckt hatte: »Kerl, hin mußst du sein!« — Weniger begriff er, daß eines Mannes Hand so hurtig sein kann nach fremdem Gut. Aber auch das mochte hingehen — eigentlich leid und unbehaglich war dem Michael bloß die Vorstellung, daß die arme Frau den Carlo gebeten hatte und umsonst! Wenn er ihr doch Hilfe geschickt hätte! — Aber man muß nicht daran denken; es ist nun einmal wie es ist! —

Das verwünschte Grausen! Allen diesen triftigen, gescheiterten Gründen zum Trotze befahl es Michael bei ganz geringfügigen Anlässen. Wenn er zuweilen das Brotmesser in seines Freundes Händen sah, wenn

diese Hände einen Bissen teilten, sich ihm freundlich auf die Schulter legten. — Die ersten Nächte hindurch hatte er die ihm zukommenden Ruhestunden nicht verschlafen, sondern verwacht, hinter scheinbar geschlossenen Augendeckeln den Carlo angeblinzelt, was der etwa mache. Ein kuriose Gefühl, mutterseelenallein zu sein mit einem, der so etwas auf dem Gewissen hatte. Aber schließlich hatte er, beruhigt durch die beiderseitige Kameradschaft, sich daran gewöhnt; und das war ein Glück, denn Carlo besaß eine übersteigerte Empfindlichkeit. Geschah es, daß irgend eine Kleinigkeit ihn verstimmt, so hieß es alsbald: »Ich sehe schon, du magst mich nicht recht« und »du hast kein Vertrauen zu mir.« Daran knüpfte sich gewöhnlich eine ausgiebige Selbstbejammerung. Um dieser zu entgehen und dem Genossen einen gewichtigen Beweis des Zusammenhaltens zu geben, hatte Michael ihm gelegentlich eingestanden, was er sonst sehr geheim hielt: daß er eine Braut hatte.

Der Carlo benahm sich dabei, wie ein Freund soll. Er schüttelte ihm glückwünschend die Hand, ließ sich des langen und breiten von den Tugenden der Zukünftigen und von Michaels Plänen erzählen. Sobald sie beiderseitig genug zusammengespart hätten, wollten sie heiraten, gab der Michael an.

»Gut habt ihr's,« meinte Carlo und seufzte. — Da der Wächterdienst dem Michael nicht erlaubte, die Seine so oft als er wünschte heimzusuchen, unterzog er sich für sie öfters dem Geschäft des Briefschreibens, das ihn härter ankam denn Holzhacken. Wenn er so dasaß, an der Feder kauend, bald den mit bunten Blumen geschmückten Briefbogen anstarrte, bald den von oben zur Klamm hereinlugenden Sommerhimmel — dann erschien für Carlo der Augenblick, sich hilfreich zu erweisen. Der Carlo hatte Bücher gelesen, freilich nur solche, die auf Jahrmärkten und in Winkelläden feilgeboten werden: er unterstützte Michaels kindlichen Briefstil mit Redewendungen, die das Schreiben besser als die aufgeklebten dicken Blumen zierten. Niemals wäre Michael von selbst auf den Gedanken verfallen, sein Mädels als »Heißgeliebte meines Herzens« anzureden, ihr zu versichern, daß »das Andenken ihrer Reize ihm des Nachts den Schlaf raube« und »daß alle seine Wünsche im Wiedersehen ihrer beglückenden Gegenwart gipfelten«. — »Du Teufelsbraten,« sagte er voll Bewunderung und schlug Carlo derb auf die Schulter, »wo du so was nur herbringst! Verstand hast schon wie ein Bischof oder ein Graf!« —

Nachdem ihrer beider Dienst in der Klamm zu Ende war, erhielt Carlo Arbeit auf dem gleichen Holzschlag

wie Michael. So blieben sie den Sommer über beisammen.

\* \* \*

An einem freien Abend ging Michael zum Besuche seiner Madalien. Eine arme Tagarbeiterin war sie drin in der Ortschaft — mußte Hände und Füße rühren von früh bis in die Nacht. Aber das nahm ihrem jungen Gesichte nichts von seinen blühenden Farben, ihren Augen nicht den Glanz und ihren Haaren nicht das krause, wellige Braun. Auch einen krausen Sinn hatte sie bisweilen, kam so frisch und geradezu mit allem heraus wie das Bergwasser aus der Klamm. Ihresgleichen gäbe es weit und breit nicht, war Michaels feste Überzeugung.

Sie schlug vor Freuden die Hände zusammen, als sie ihn sah. Hinter dem Häuschen, wo sie wohnte, befand sich ein kleiner Altan mit einer Bank darin, da hieß sie ihn niedersitzen neben sich. Ein großes Wohlgefühl durchrieselte den Mann aus der Schlucht bei der Umschlingung ihres weichen Körpers und ihrem Anschauen, das schämig und keck war zugleich. Nun konnte er ihr doch einmal sein Herz ausschütten: wie es ihn verlangt habe nach ihr all die Zeit her und

was es für ein langweiliges Hocken gewesen drunten in der Klamm — schier zum Närrischwerden.

»Du,« sagte Madalien lachend, »mir scheint, die Langeweile und das Zeitlanghaben machen einen gescheiten Kopf.«

»Wieso du?«

»Ja, weil die Briefeln, die du mir in letzter Zeit geschrieben hast, so schön und fein waren wie nie zuvor. Ich hab' sie meinen zwei besten Freundinnen lesen lassen; die waren ganz neidig, sag' ich dir.« Sie schmiegte sich enger an ihn.

Michael befand sich trotz der zärtlichen Annäherung in übler Lage. Von jeher verabscheute er alles Lügen, Versteckspielen und Prahlen. So machte es ihn verlegen, daß die Schreibfertigkeit seines Freundes ihm zum Verdienst gerechnet werden sollte.

»Mußt mich recht verstehen, Mädels — die Briefeln, die hab' ich nicht allein zustand gebracht.«

»Nicht allein?« Trotz der Enttäuschung, die aus ihrem Tone klang, bekannte er ihr, er habe jetzt einen Mitwächter, der sich aus dem Grunde auf dergleichen verstehe. Der habe ihm geholfen.

Madalien verzog den Mund. »Das machst du gut,« sagte sie ärgerlich. »Was du mir schreiben sollst, kann dir schon von selbst einfallen. Jetzt freut mich die Schreiberei nur mehr halb.« Er gab ihr die besten

Worte, wußte sich aber nicht dagegen zu wehren, daß sie ihm vorhielt: es sei gerade, als ob ein fremder Mensch sich unterstünde, ihr all die verliebten Sachen zu sagen an seiner Statt. Und überhaupt, wieso ein anderer zu wissen brauche, daß sie einander gern hätten.

Michael bestrebte sich, ihr das Ding in harmloserem Lichte darzustellen. Der Carlo sei ihm sehr anhänglich, der trage nichts weiter, und dann — lieber Gott, wenn man so zusammengesperrt sei wie in einem Käfig, rede man sich leichter miteinander als sonst.

»Ja, ja,« sagte Madalien, »dich kenn' ich schon; du klaubst dir aus allem das Gute heraus und denkst von keinem etwas Ungleiches.« Damit war der Zwist erledigt; im Fortgehen aber trug die Madalien ihm auf, seinen Kameraden einmal mitzubringen; nun er von ihr wisse, wolle sie ihn auch kennenlernen.

Dem Michael war es nicht ganz recht. Wenngleich er selbst sich an den Umgang eines gezeichneten Menschen gewöhnt hatte, so war ihm der Gedanke doch zuwider, eben den mit dem Liebsten, was er hatte, in Berührung zu bringen. Eine Weile suchte er Ausflüchte; als aber die Madalien ihren Wunsch wiederholte, erschien er das nächste Mal in des Carlo Geleit.

Die Bekanntschaft ließ sich keineswegs vielversprechend an. Carlo trug wieder seine ehemalige stillverschlossene Art zur Schau, so daß die Madalien ihren Verlobten insgeheim fragte, ob der Fremde vielleicht hochmütig sei oder krank? Erst allmählich belebte sich das Gespräch; und es erwies sich, daß Carlo manches gesehen hatte, wovon er unterhaltsam zu erzählen wußte. Doch meinte die Madalien hernach, recht klug werde sie nicht aus ihm; ein extriger (besonderer) Bursch sei es in jedem Fall.

Michael wollte es bei dem einen Male bewenden lassen, da er lieber selbzweit als selbdritt war und Carlo der Madalien nicht anstand. Aber dann dauerte ihn der arme Kerl, der nach mühselig durchschaffter Woche Sonntags allein bleiben sollte; und er forderte ihn doch wieder zum Mitgehen auf. Schließlich gewöhnte sich Madalien an das verhaltene Wesen Carlos und faßte Wohlwollen für ihn. »Es muß ihm hart gegangen sein,« sagte sie mitleidig, »man meint immer, man möchte' ihm irgendwas zuliebe tun.« Dies tat sie wirklich, da sie im Hause des Ingenieurs, dem das Elektrizitätswerk gehörte, bisweilen Aushilfe leistete, und ihrer Herrschaft Carlos Federgewandtheit zu rühmen wußte. Carlo mußte sich vorstellen und gefiel wie dem Herrn so der Frau: er hatte etwas Vornehmes auch im zerschlissensten Gewand.

Überhaupt schien er für feiertägliche Kleider geschaffen, während Michael nur in Werktagstracht sich behaglich fühlte. Derselbe Gegensatz bestand zwischen Carlos feiner dunkler Schönheit und Michaels »viereckigem Köpfel«, womit ihn die Madalien öfters geneckt hatte. Aber Michael machte sich keine Gedanken darüber; er gönnte jedem das Beste und auch dem Carlo die Herzensmilde der Madalien.

An einem Kirchenfest war es, da begegneten sie ihr irgendwo draußen, in einem Wirtsgarten. Sie war in Gesellschaft von ein paar Freundinnen, lustigen Dirnen, die es kein Hehl hatten, wie der schwarze hübsche Bursch ihren Augen wohlgefiel. Dabei ward Michael, der nicht leicht etwas bemerkte, mit Befremden gewahr, welche Gewandtheit Carlo darin besaß, trotz äußeren Gleichmuts einer jeden entgegenzukommen und sich ihrer zu versichern. Zugleich war es ihm, als ob Madalien dies nicht gern zu sehen schiene und mit einigem Eifer das Recht der älteren Bekanntschaft in Anspruch nähme.

Das alles verursachte ihm ein eigentümliches Mißbehagen, ähnlich wie am Tage, da Carlo versucht hatte, die Wirkung seines Geständnisses auf ihn, den Michael, abzuschwächen.

Sonst bei derartigen Anlässen der Munterste von allen, ward er immer finsterer und stummer — er begriff die Weiber nicht, noch auch den Carlo. Kann ein Mensch so leichtfertig sein? Sich und seine Taten so vergessen? Ein jähes Gelüst wandelte ihn an, den Carlo beim Arm zu packen und fortzuweisen: »Scher dich weg, du! Du gehörst nicht zu ordentlichen Leuten!« — Aber das durfte er nicht.

Statt dessen stand er plötzlich auf und erklärte, zur Verwunderung und Kränkung seiner Braut, ziemlich barsch, daß er heim müsse. Es sei Zeit, schlafen zu gehen, und der Carlo solle ihn begleiten. Der erhob Einwände; offenbar hatte er nicht die geringste Lust dazu. Aber irgendetwas in Michaels Gesicht war ihm nicht geheuer, so daß er es geratener fand, mitzugehen.

Es war eine klare Mondnacht. Silbernen jeder Stein am Wege, weißflimmernd die Straße, die vor ihnen lag. Sie schritten eine Weile verdrossen nebeneinander her. Endlich brach Michael das Schweigen: »Weißt, ich bin nicht neidig und halt' der Kameradschaft was zu gut. Aber das Herumziehen und Getu' mit der Meinigen, das verbitt' ich ein für allemal.«

Der Carlo versetzte maulend, man werde wohl noch reden dürfen, und ein Spaß sei nichts Unrechtes.

»Das kommt erst noch drauf an. Und überhaupt, scheint mir, solltest du mit den Weiberleuten nicht viel

machen. Wenn man doch nicht heiraten kann —«

»Wär' ein sauberer Grund!« Carlo lachte. »Hast du vielleicht mehr als ich? Und hast einen Schatz, wie lang schon! Wenn ich mir auch eine anschaffen will — irgend eine, versteh'! — so geht's niemand nichts an.«

Michael sah ihn staunend, fast erschrocken an.

»Aber hör' — vom Geld gar nicht zu reden — du — du wirst doch auch sonst nicht heiraten wollen?«

»Ich? Warum denn jetzt ich nicht?«

»Dann wärest du—,« Michael verschluckte das Wort in einem Räuspern. »Das gibt's doch überhaupt nicht, nach dem, was du auf dem Kerbholz hast —«

Wie von einem Stich getroffen, fuhr Carlo herum. »Immer mit deiner alten Rederei, das wird mir bald zu dumm. Das soll Gott wissen, was für einen Unsinn du verstanden haben willst oder was du dir einbildest noch dazu. Ich mag nichts mehr hören davon!« Er schrie, als wolle er die Stimme seines Gewissens übertäuben; da riß auch Michael die Geduld, und er schrie dagegen.

»Ich bild' mir nichts ein — gar nichts! Was du gesagt hast, hast du gesagt — meine Ohren sind im richtigen Stand, und mein Kopf ist's auch. Du hast eine Untat auf dem Gewissen — ja wohl! Vor mir bist du nicht besser als ein Mör —«

Mörder! wollte er sagen. Da hatte ihn Carlo beinahe bei der Kehle gepackt. »Sag's — sag's noch einmal — und du bist hin!« Mit einem Griff bemächtigte sich Michael der Handgelenke des Gegners, die er von seinem Halse zu entfernen strebte. Sie rauchten einige Minuten — keuchend — stumm. Die Kräfte blieben sich ziemlich gleich, plötzlich ließ Carlo von selber los. Im Tone der tiefsten Kränkung und des Vorwurfs sagte er: »Jetzt bist du so unfein mit mir gewesen und hast mich beleidigt wegen nichts und nochmal nichts. Wer redet denn davon, daß ich im Ernst heiraten will? Ich hab' doch bloß gemeint: wenn und vielleicht — da fährst du gleich auf mich los und machst mir's so. Das, muß ich sagen, das ist recht ungut von dir.«

Michaels Arme sanken schlaff herab; er suchte vergeblich eine Antwort. Daß jener so kecklich den Spieß umdrehte, ihn mit leichter Wendung ins Unrecht setzte, das gab ihm ein Gefühl, als wiche der feste Grund unter seinem Fuß. Einen Augenblick starrte er den Gegner an, wie etwas Fremdes, Unbegreifliches, ehe die Sprache ihm wiederkam. »Nimm dich in acht, daß ich nicht meinen muß, du bist ganz schlecht!« Mit dieser mühsam hervorgestoßenen Entgegnung kehrte er ihm den Rücken und beeilte sich, aus seiner Nähe zu kommen. Er hätte den Anblick des schönen Gesichts keine Minute länger ausgehalten.

War das denn möglich? Der da wollte das Vergangene von sich wegleugnen, dachte an Freien und Liebschaft. Er konnte es darauf wagen, Kinder zu haben und ihnen seine Schuld zu vererben, damit sie an ihnen heimgesucht würde bis ins dritte und vierte Glied, wie in der Bibel steht. Wenn die Tat irgendwie noch aufkam, und er zur Rechenschaft gezogen wurde, dann riß er die Frau und die Kleinen mit in seine Schande hinein! Kann ein Mensch so etwas verantworten? So eigensüchtig sein — so gewissenlos. Und das war sein Kamerad!

Der Dorfgeistliche, der dem eckigen jungen Schädel des Michael seinerzeit das Christentum vermittelt hatte, war freilich bemüht gewesen, ihm die Nächstenliebe unter allen Umständen einzuprägen. Er hatte ihn ermahnt, selbst den gefallenen Mitbrüdern beizustehen, ihnen Gutes zu tun und das Gericht ihrer Sünden Gott zu überlassen. Sein Vater aber, ein wetterharter alter Bauer, hatte mit überlegener Miene angehört, was der Bub aus dem Religionsunterricht mit heimbrachte. »Laß dir nix einreden, Bub — das sind so Sprüch', die der geistlich' Herr machen muß, weil er dafür da ist. Ich sag' dir: hab' mit keinem Haderlumpen nichts gemein! Was man so einem an Guttat erweist, schlägt einem selber nur zum Schaden aus; und er bleibt der nämliche! Einen Geißbock darfst

strahlen so lang du magst — wird doch kein Fohlen draus!« Diese herbe Lebensweisheit klang jetzt in Michaels Ohren wieder; und es reute ihn insgeheim, daß er mehr dem Pfarrer als seinem Vater gefolgt hatte.

\* \* \*

Als sie im Herbst ihren Wächterposten wiederum bezogen, redete Carlo den Michael versöhnlich an. Er solle das Ding jetzt gut sein lassen — sie seien beide neulich strittig aufgelegt gewesen und hätten mehr gesagt als recht. Michael versetzte, ihm sei es gleich und berührte flüchtig die dargebotene Hand. Unwillkürlich fuhr seine Linke dabei in die Hosentasche, wo er eine geweihte Sankt Georgsmünze trug — ihm war, als müsse er sich gegen jenen schützen.

Mit dem friedlichen Nebeneinander hatte es ein Ende, in der Klamm wie zuvor beim Holzschlag. Die zwei Männer wechselten kaum ein Wort über das Notwendige; sie teilten sich nach wie vor in die gemeinsame Arbeit, in die gemeinsamen Mahlzeiten, und waren doch durch eine beständige unsichtbare Kluft getrennt. So oft es anging, entfernte sich Carlo auf kurze Zeit von seinem Wächterposten. War er da,

so ertappte Michael häufig den unruhig argwöhnischen Blick, den der andre auf ihn richtete. Sogar wenn Carlo schlief, meinte er diesen Blick unter geschlossenen Lidern hervorschielen zu sehen. Er selber hatte sich den tiefen Schlaf von ehedem längst abgewöhnt — mit halbwachen Sinnen, wie unter einem leichten Schleier, lag er und lauschte, ob Carlo sich nicht an ihn heranschleiche, die Hand ausstrecke nach ihm. Alle beide wurden sie hager und blaß bei diesem Leben — aus hohlen Augen schauten sie drein, gleich den verdammten Geistern, die zur Buße der Sage nach in solche Klammern gebannt sind.

Bis einer der Gebannten unverhofft erlöst wurde.

Auf die damalige Fürbitte der Madalien hatte der Besitzer des Elektrizitätswerkes Carlo Pedroß ein paarmal zu kleinen Diensten verwendet. Dabei war aufgekommen, daß jener eigentlich gelernter Maschinenschlosser sei. Nun geschah es, daß von den beiden Aufsehern am Werke, die sich reihum in dessen Überwachung ablösten, der eine ziemlich rasch das Zeitliche segnete. Durch Verfügung des Herrn wurde Carlo zu seinem Nachfolger bestimmt, mit dem Zusatz, daß er in seiner freien Zeit Schreifarbeiten für den Ingenieur fertigen sollte.

Michael hätte sich benachteiligt fühlen können, da seinem Gefährten das Glück einer jährlichen, besser

bezahlten Anstellung in den Schoß fiel. Aber als gescheit und geschickt kannte er ihn ja von jeher — und übrigens war auch ihm selbst eine bescheidene Freude geworden. Ein Lotteriegewinst — nur gering — doch immerhin ein Beitrag für die künftige Heirat. Sein Herz schlug hoch vor Lust — und das Beste war: er wurde den Alp los, der so lange Zeit auf ihm gelastet. Den Carlo nicht mehr sehen, das versteckte, gleichsam bewaffnete Zusammenleben nicht mehr führen! — so ein Glück für sie beide!

Er gedachte der Madalien, die er während seiner Wächterzeit nicht gesehen. Ihm schien, als ob sie von jenem Abend ihm noch etwas nachtrüge. Sobald er frei war, machte er sich auf den Weg, stand unversehens in ihrer Stube und sprudelte all seine Neuigkeiten heraus. Was dem Carlo widerfahren, was ihm selbst zugefallen, wie froh und zufrieden sie sein könnten — kaum schöpfte er Atem zwischen den Worten. »Ja, und was sagst du dazu?« schloß er erwartungsvoll.

Die Madalien versetzte bedächtig, es freue sie sehr, und sie wisse es schon. — Woher doch? Einen Augenblick stutzte er — aber schließlich konnte es sich schon hier und da herumgesprochen haben. Weil er ihre gemessene Art als Verstimmung deutete, schlang er beide Arme um sie: »Geh zu, Mädels — laß

's gut sein! Ich weiß, daß es in letzter Zeit nicht das Richtige war mit uns; aber daran hat nur der Carlo schuld. Was braucht er an dir herumzuraffeln und dir am Schurzband zu hängen — so einer wie der! Ich sag' dir, Mädels, nimm dich vor dem in acht! Dem darf man nicht weiter trauen als man ihn sieht.«

»Das ist unrecht von dir.« Mit einem Ruck machte sie sich unsanft los. »Früher hast du den Carlo so gelobt — da hätt' er alle guten Tugenden gehabt nach deinem Reden — und jetzt mit einem Mal alle schlechten. Das kann ich nicht leiden, wenn eins so wetterwendisch ist.«

Was war das? Er staunte sie an. Dann versetzte er, wie sie ihm auch widersprechen könne in bezug auf einen, den sie nur etliche Mal gesehen. — Sie entgegnete: das habe ihr schon nicht gefallen, wie er dem armen Menschen, der sonst so traurig herumsitze, die Lustbarkeit von ein paar Stunden mißgönnt habe. — Ein Wort gab das andre — dem bissigen folgte das heftige — bis das Mädchen in hellen Zorn über ihn geriet und ihn geradeswegs davonschickte.

Als er mit seinem Zorn und Kummer eine Strecke entfernt war, begann er schon milder zu werden. Ihm deuchte, der ganze Streit sei des Redens nicht wert; und jedenfalls verlangte ihn bereits nach Versöhnung. Also trabte er, wenngleich noch unwirsch, wieder

zurück nach dem Gärtchen, wo er Madalien gelassen. Sacht klinkte er die Tür auf — da blinkte ihm etwas vom Boden entgegen; er bückte sich und hob das Ding auf. Es war ein Knopf aus schlecht vergoldetem Kupfer, zu einer Mannsjoppe gehörig; indem er ihn betrachtete, entsann er sich, daß Carlos Joppe mit eben diesen Knöpfen besetzt sei. Plötzlich war es, als zerrisse ein Nebel vor seinen Augen; er mußte sich an der Gartentür halten — so schmerzte ihn das jähe grelle Licht.

Er ist da gewesen, vielleicht schon oft! Darum hat er jetzt immer einen Vorwand gehabt, daß er hinein muß in den Ort. Daher hat sie zuerst von allem, was ihn angeht, gewußt.— O du verlogener Heimtücker — du Dieb, ja Dieb und Mörder! Ich mach' ihn kalt! — war Michaels erster wilder Zornesgedanke. Aber seine natürliche Güte lehnte sich dawider auf. Man muß doch hören, man muß doch reden. Vor allem mit der Madalien — sie wird sich abmahnen lassen, wenn man ihr richtig zuspricht!

Er trocknete den Schweiß von der Stirn und schlurfte langsam, schweren Trites, nach dem kleinen Holzaltan zurück, wo er sie gelassen. Die Madalien hörte ihn nicht kommen — sie hatte die Näharbeit zur Seite gelegt und weinte in ihre Schürze. Michaels Hand legte sich auf ihre Schulter — da fuhr sie empor

und sah als erstes das blinkende Ding, was er mit der Linken ihr vorhielt. »Gehört das dem Carlo?«

Sie erschrak — aber durch Tränen schaute sie ihn fest an. »Mach mit mir was du willst! es ist einmal so — ich kann's nicht ändern.«

Weder versteckt war sie noch verzagt; das hatte ihm immer so gefallen. Deshalb konnte er ihr auch nichts tun. »Also du hast's mit ihm?« forschte er, mit dem Daumen rückwärts deutend.

Sie nickte.

»Will er dich heiraten?«

»Ja,« gestand sie mit glücklich selbstbewußtem Lächeln.

»So ein —!« Mühsam unterdrückte er ein Ächzen des Zornes und Schmerzes. »Schämst dich nicht?« fuhr er sie grimmig an.

Nein, das täte sie nicht.

»Aber, Madalien, soll's denn um Gottes willen wirklich aus sein mit uns beiden? Hast du mich gar nimmer gern?«

Sie zerrte an ihren Fingern und glättete ihren Rock. »Doch,« beteuerte sie, »ich hab' dich schon noch gern. Bloß — halt — daß —«

»Daß der andre dir lieber ist,« ergänzte er voll Bitterkeit.

Wieder nickte sie. Er holte einen schweren Atemzug.

»In Gottes Namen! Schön ist's nicht von dir und ich glaub' auch nicht, daß ein anderer dir treuer ist als wie ich. Aber du bist frei und kannst heiraten, wen du magst — mit einer allereinzigen Ausnahme. Nur den Carlo nimm nicht, versprich mir das!«

Vorher hatte sie zu Boden geschaut — nun hob sie den Kopf und sah ihn aus funkelnden Augen herausfordernd an. »Warum den nicht? Wenn just der mir ansteht — wer hat nachher dreinzureden?«

»Da red' schon ich drein,« versetzte er nachdrücklich. »Weil der Kerl ein Hundsfott ist, ein Erzlump.«

»Das verbitt' ich mir, daß du ihn so nennst. Erst warst du sein bester Freund; und seit er und ich einander kennen, red'st du ihm alles Schlechte nach. Das hätt' ich dir gar nicht zugetraut, so was — das — das ist boshaft von dir.«

»Madalien! Wenn du wissen tät'st, was ich von ihm weiß.«

»Was weißt du denn? — So trau dich und sag's!«

Er stand im Begriff, der feindselig hervorgestoßenen Aufforderung Folge zu leisten, dem Mädchen alles zu erzählen — da fiel sein Wort ihm ein. Das feierliche Wort, das er dem Pedroß gegeben:

er wolle keiner Seele je verraten, was sein Kamerad ihm gebeichtet.

»Ich kann's nicht sagen,« preßte er nach kurzem Ringen hervor.

Madalien triumphierte. »Freilich kannst du nicht. Weil's gar nichts Besonderes sein wird, was du weißt — grad aus Eifersucht möchtest du dem Carlo was anhängen.«

»Nicht aus Eifersucht! Bei Gott nicht. Es ist nur — ich hab' ihm mein Wort und Handschlag gegeben: ich erzähl's keinem Menschen. Das darf ich nicht brechen, sonst kann er mir's vorwerfen, daß kein Verlaß ist auf mich. Du solltest mich wohl kennen, daß ich nicht mit Lügen umgeh' — dächt' ich.«

Das hatte sie in langer Zeit bewährt gefunden; eine jähe Angst erwachte in ihr, er möchte auch diesmal die Wahrheit sprechen. »Ist es denn möglich? Kann der Carlo was wirklich Schlimmes angestellt haben?« fragte sie herzbekommen.

»Frag' ihn selber! Wenn er eine Ehr' im Leib hat, muß er dir Antwort geben.« Er staunte, während er sprach, daß er auf diesen Ausweg nicht früher verfallen war. Entschlossen stand er auf. »Das ist das richtige, Madalien; all die Hin- und Herrederei zwischen uns beiden nutzt nicht. Ich geh' ihm jetzt nach und sag's ihm einfach: wenn er einen Charakter

hat, darf er sich nicht verstecken vor dir. Er muß dir alles erzählen und es drauf ankommen lassen, ob du ihn nachher noch zum Mann haben willst. Weiter verlang' ich nichts und will dir also nimmer lästig fallen — heut' nicht und nie mehr. Gott behüt' dich, Madalien!«

Zögernd gab sie ihm die Hand — das leise Bedauern, mit dem sie ihn von sich ließ, ward übertäubt durch die Angst nur den andern. »Tu ihm nichts zuleid!« bat sie flehentlich, »versprich mir's!«

»Kannst dich drauf verlassen!« versprach er knapp und kurz.

»Denk' auch nicht im unguten an mich!« Das hörte er eben noch im Davongehen. Er erwiderte nichts, denn jede Versicherung deuchte ihn überflüssig. So ein Kerl, der schön zum Ansehen ist und so manierliche Briefe schreiben kann, der hat bei den Weibern das Glück — und die Madalien ist leider wie die andern. Aber wenn sie erst wußte, wer der Carlo eigentlich war, dann würde sie doch vielleicht ihre Wahl bereuen. Und wenn sie trotzdem — gut, dann ging es ihn nichts mehr an!

Beim Elektrizitätswerk traf er den Carlo; ganz ruhig redete er ihn an.

»Du, horch! Ich war bei der Madalien. Ich weiß jetzt, wie du stehst mit ihr.« Carlo machte eine

Bewegung. »Red' nicht! Leugnen hat keinen Wert, und zu fürchten brauchst dich nicht vor mir. Es geschieht dir nichts, geschehen muß bloß eins: nämlich, daß die Madalien erfährt, wer du bist!«

Was das heißen solle? fragte Carlo, nunmehr gefaßt, in hochfahrendem Ton. Aber Michael ließ sich nicht irren. »Du verstehst, was ich mein', ganz genau. Ich hab' der Madalien versprechen müssen, daß ich dir nichts tun will; aber dafür verlang' ich, daß du ihr sagst, was du mir gesagt hast, damals in der Klamm. Mag sie dich dann immer noch — in Gottes Namen! Sonst —«

»Und wenn ich nicht mag?« Carlo warf den Kopf zurück. »Zwingen kannst du mich nicht; ich hab' dein Wort, daß du nichts aussagst — willst du das etwa brechen?«

Michael sah ihn kalt an.

»Eher brech' ich's, eh' du sie betrügen darfst.«

Carlo wandte sich ab und schien zu überlegen.

Nach einer Weile trat er auf Michael zu und sagte. »Es soll so sein. Ich sag's ihr.«

Michael nickte; ein unwillkürliches Aufatmen hob seine Brust. Also trennten sie sich ohne Eintracht und ohne Zwist.

\* \* \*

Michael ging vorerst nicht wieder zu Madalien. Sie mußte in Ruhe entscheiden und bei sich überdenken, was ihr der Carlo gesagt hatte. Hart genug würde es sie ankommen. Michael empfand großes Mitleid mit ihr.

Es dauerte nicht einmal gar lange, bis er Nachricht von ihr erhielt. An einem Feierabend, als er just von der Arbeit am Holzschlag heimkam, brachte ihm ein glotzüngiger Junge einen zusammengefalteten Zettel, auf den Madalien folgendes geschrieben hatte:

»An den ehrengedachten Jungherrn Michael  
Burgstaller.

Liber Michel, tue Dir hiemit kund, daß der Carlo mit mir geredt hat, wie ihr es ausgemacht habt. Nun sehe wol, daß Du mich nicht hast anlügen wollen, aber Du hast das Ding nicht recht verstanden oder es anderst herausgebracht, weil Du so viel eiferst auf den Carlo. Daß die Frau, wo ihm ein Brot hat schneiden wollen, sich selbst hineinschneidet und er traut sich keine Hilfe rufen, aus Angst, daß er die Schuld haben muß, das ist wohl arg und er hat es sich ja genug zu Gemüt genommen. Aber so ein Aufhebens braucht es darum nicht; denn es ist ein Unglück und keine Missetat. Also bitte Dich freundlich, Du mögest keine Erwähnung mehr tun und mich überhaupt meiner

Wege gehn lassen, da ich meine Lieb und Vertrauen alles auf den Carlo setze und Du weißt, ich hab' meinen Kopf für mich. Nimm es nicht in übel und lass' es Dir so wol ergehen als ich Dir von Herzen wünsche, wenn wir auch nicht mehr zusammenkommen.

Deine betübte vormals Braut

Madalien Hölzel.«

Michael drehte nachdem er den Brief mühsam entziffert, ihn anfänglich ratlos hin und her. Mit einmal begann er hellauf zu lachen, wie ehemals, so oft etwas Unsinniges und Unverständliches geschehen war — aber das Lachen erstickte in einem Zorneslaut. Himmlischer Vater — was war das für ein nichtswürdiger Lügenbold! Wie hatte er dem unschuldigen Ding die Sache hinzustellen verstanden, scheinbar ganz ähnlich, wie er sie damals herausgeschwätzt, nur mit Auslassung eben der Umstände, die ihn zum Verbrecher stempelten! Nun meinte sie natürlich, sie wisse alles und würde sich von einem leibhaftigen Engel nicht überzeugen lassen, daß ihr der Carlo nicht volle Wahrheit gesagt. Kann man ihm das auch hingehen lassen, so ungestraft und sanftmütig wie bisher? Das gibt's nicht — wart nur, du sollst mich kennen lernen, Halunk'!

Ein rasender Zorn übernahm ihn — ohne Besinnen stürmte er die noch winterlichen Steige dahin, daß unter seinem Fuß die Steine prasselten. In kürzester Zeit hatte er das Elektrizitätswerk erreicht — hämmerte mit beiden Fäusten an der verschlossenen Tür. — »Aufmachen, Carlo! Aufgemacht, sag' ich — Lügner der scheinheiliger, verdammter!«

Aber keine Antwort kam, als das Sausen der Turbinen. Aufgetan ward nicht. Michael lief um den Bau herum, gewillt, durch ein Fenster einzusteigen und den Fuchs in seinem Loche aufzujagen. Dabei wäre er beinahe gegen einen der Aufseher angerannt, der, um die Ecke biegend, ihn nach seinem Begehr fragte. Michael wich zurück: »Ist — ist der Pedroß nicht da?«

Der Mann musterte ihn und das Holzbeil, das er trug, mit verdächtigem Blicke, gab dann grämlich zur Antwort: nein, für jetzt nicht! Später könne er ihn treffen — es verlaute ja, daß der Herr dem Pedroß, wenn er heirate, die zwei leeren Stuben im Obergeschoß des Elektrizitätswerkes als Wohnung überlassen wolle. — »So?« — machte Michael, rückte seinen Hut und ging davon.

Nun seine Aufwallung sich gelegt hatte, schämte er sich ihrer. Er wollte sich die Finger nicht

beschmutzen, beschloß er. Gegen den dort mußte es noch andre Hilfe geben. —

\* \* \*

Am Ostersonntag nach dem Gottesdienst wurden der Angestellte am Elektrizitätswerk Carlo Pedroß und die tugendsame Jungfrau Madalien Hölzl als Brautpaar von der Kanzel verkündigt.

Niemand fand etwas Besonderes darin. Die Madalien ward beim Verlassen der Kirche von ein paar glückwünschenden Bekannten aufgehalten; während dessen stapfte jemand schwerfällig hallenden Trittes an ihr vorbei. Sie sah sich um und errötete flüchtig, da sie Michael erkannte.

Er schaute sie nicht an — unverrückt starrte er vor sich. Mechanisch langte er nach dem Weihwasserkeßlein neben der Kirchtür und merkte nicht, daß er daneben griff. Erst als er draußen stand, im Freien, wachte er auf und sah inmitten einer Gruppe von Burschen den Carlo stehen.

Schwankenden Schrittes ging er geradeswegs auf ihn zu. »Du bist der schlechteste Kerl, den 's geben kann — wahr' dich vor mir!« sagte er ihm dicht unter die Augen, machte dann kehrt und trollte über den Platz. Als er außer Hörweite war, äußerte der Carlo zu

den übrigen, das sei doch eigentlich eine Unverschämtheit; aber freilich wisse der Burgstaller nicht, was er spreche — so auseinander sei er wegen der Madalien.

Die Umstehenden begriffen das wohl und fühlten mit Michael ein gewisses Bedauern; aber sie waren einig darin, zu schimpfen brauchte er nicht.

Carlo Pedroß beschwerte sich darüber bei seinem Brotherrn und dieser beim Bürgermeister.

Der Bürgermeister, ein tätiger und ehrgeiziger Mann, in dessen Kopfe stets die verschiedenartigsten Dinge sich kreuzten, machte solche Kleinigkeiten meist kurzerhand ab. Er ließ den Michael kommen und fuhr ihn an: er bitte sich aus, daß da draußen nicht etwa Händel auskämen wegen dummer Weibergeschichten. Die Leute vom elektrischen Betrieb hätten mit denen von der Gemeinde Frieden zu halten, darauf müßte man sich verlassen können!

Michael hörte das mit einem traurigen, hilflosen Kindergesicht. Als er stotternd anhub, sich zu verteidigen und den Pedroß anklagen zu wollen, schnitt ihm der Bürgermeister das Wort ab: »Laß mich aus, mein Lieber! meinst, unsereins hat Zeit für dergleichen? Die paar Wochen lang wirst deine Feindschaft wohl bezwingen können. Sei gescheit und fahr ab für jetzt!«

Michael stieg die Treppe des Gemeindehauses hinunter. Er wußte, seine Sache sei allen andern just so gleichgültig als dem Bürgermeister. Im Hausflur drunten stand er ein wenig still — da hingen in schwarzvergitterten Kästen die standesamtlichen Anzeigen. Rasch durchmusterte er die Aufgebote — da grellten ihm die beiden wohlvertrauten Namen entgegen, jeden Irrtum ausschließend, in peinlich sauberer Beamtenhandschrift. Er las und las sie immer wieder — also war es unwiderruflich bestimmt, während er in seinem Innern immer noch geglaubt hatte, es könne und könne nicht sein.

Nichts zu machen! Alles vorbei! Er wiederholte die Worte, indes er langsam sich mit der Hand über den Kopf fuhr. Mittlerweile kamen zwei ältere Männer herein, die sich neben ihn stellten und ein eifriges Gespräch untereinander führten über eine Rechtssache, einen Prozeß, wie es schien. Das Wort »Rechtsanwalt«, »Rechtsdoktor« klang ein paarmal in Michaels Ohr — beim dritten Male blieb es haften. Er hatte bis jetzt keinen Begriff damit verbunden, sich überhaupt blutwenig um alles gekümmert, was mit Recht und Gesetzen zusammenhing. Nun aber sprach er die beiden, die mit derlei Dingen so vertraut umgingen, an und begehrte Auskunft, wozu ein Anwalt da sei.

Der eine, wohl der Prozeßführende selbst, antwortete nicht gleich, sondern warf einen mißtrauischen Blick auf den Frager. Der andre aber, wahrscheinlich weniger beteiligt, gab alsbald bereitwillige Auskunft: »Ein Anwalt, verstehst, muß erstlich einmal all die Gesetzer kennen; drum kann er dir's beiläufig zuvor sagen, ob du ein Recht hast oder keins. Nachher muß er auch reden können wie geschmiert und es den Herren beim Gericht so ausdeutschen, daß sie's einkennen und dir recht geben. Ein gemeiner Mensch bringt das nie zusammen, verstehst — der wird bloß ausgelacht. Dafür sind die Rechtsdökter da.« Sein Nebenmann brummte irgend etwas, das nach Bestätigung lautete.

Da Michael sich erkundigte, wo ein solcher Rechtskundiger zu finden, sagten sie ihm den Namen und die Adresse. Ein ganz feiner sei es, fügten sie rühmend hinzu. Er dankte und ging hastig seiner Wege. Was ihm oblag, wußte er plötzlich genau. Alle frühere Starrheit, alle Mutlosigkeit war verflogen; er fühlte in sich die Tatkraft, das oberste zu unterst zu kehren, ehe er zugab, daß die Madalien so steinunglücklich wurde, wie er sicher voraussah. Einem Schuft, der ein rechtschaffenes Mädels heiraten will, muß man doch noch beikommen können — was wär' es sonst für eine Welt!

Es währte eine Zeit, bis er die Wohnung des Rechtsanwalts gefunden hatte. Ein öffnender Schreiber hieß ihn auf einer Bank im Flur niedersitzen, bis die Reihe an ihn käme. Vor ihm waren allerhand Leute verschiedenen Alters, in ländlicher wie städtischer Kleidung, die sämtlich bedrückt und sorgenvoll aussahen. Michael saß unbehaglich unter ihnen; überdies fiel ihm aufs Herz, wie teuer solch ein gelehrter Doktor sich zahlen lassen werde. Doch überwand er auch das — in einer Sache, wo man gern sein Blut hergeben würde, wer darf da das Geld anschauen!

Nun wurde er aufgerufen; hastig erhob er sich. Die wohlgesetzte Rede, zu deren Austüftelung er seine Wartezeit verwendet hatte, hielt leider nicht Stich, als er im Sprechzimmer des Rechtsanwalts einem schon ergrauten Herrn, einem Fünziger etwa, sich gegenüber fand, der an einem ganz mit Akten bedeckten Tische saß und hinter goldgeränderten Brillengläsern hervor Michael so scharf musterte, als wolle er ihn durch und durch schauen.

»Was wünschen Sie?« Michael rollte die Augen, verkrümmte die Lippen und vermochte um keine Welt eine Silbe seiner Ansprache zu erhaschen. »Ich — ich hab' — ich möcht' — bitt' um Entschuldigung.« Eine Gebärde des Rechtsanwalts bedeutete ihm, Platz zu

nehmen. Michael ließ sich auf der Kante eines Stuhls so unbequem als möglich nieder und bewahrte mühselig sein Gleichgewicht, indes er versuchte, der nochmaligen Aufforderung zum Sprechen nachzukommen.

»Bitt' schön, Herr Doktor,« diesen Titel hatte er vom Türschild draußen abgelesen, »ich möcht' wissen, ob Schlechtigkeit kein Hindernis zum Heiraten ist?«

Der Rechtsgelehrte biß sich auf die Lippen, um seine Heiterkeit zu verbergen. »Ich verstehe Sie nicht — bitte, erklären Sie sich deutlicher!«

»Ich mein' so.« — Michael nahm einen Anlauf. »Wenn ich von einem weiß, daß er ein Schuft ist, und er geht her und will ein braves Mädchel heiraten — kann ich dann nicht Einspruch tun?«

»Das hängt von den Umständen ab. Eine so allgemein gestellte Frage läßt sich schwer beantworten. Sie müssen mir den Fall ganz genau, mit allen Einzelheiten vortragen, wenn ich Ihnen raten soll.«

Michael begann zu erzählen, beschrieb umständlich, wie er den Pedroß kennen gelernt, was dabei gesprochen worden sei, wie sie sich vertragen hätten — mehrmals mußte ihn sein Zuhörer ermahnen: das gehöre nicht zur Sache. Dann verlor Michael völlig

den Faden, watete eine Weile in der Verworrenheit herum, bis er weiter wußte. Er kam sich vor wie in seiner Schulzeit, wenn er seine Aufgabe nicht gelernt und die Strafe dafür vorausgesehen hatte.

Als er zu Carlos Geständnis gelangte, stockte er. »Das, das hab' ich versprochen, keinem Menschen zu sagen.«

Der Rechtsanwalt war an ländliche Klienten gewöhnt. Das aber wurde ihm doch zu bunt! »Wenn Sie die Hauptsache verschweigen wollen, hat alles übrige keinen Zweck. Also: entweder — oder!«

Michael kämpfte schwer. Sein Wort zu brechen, schien ihm unmöglich. Aber aufstehen und alles gut sein lassen — auch das ging nicht! Endlich siegte die Not. »Er — er hat mir einbekannt, daß er schuld ist an —« »An was? Vielleicht an eines Menschen Tod?«

»Ja.«

Stück für Stück mußte er den Inhalt der Beichte wiederholen. »Und dann hab' ich ihn getröstet, und dann sind wir ganz gut miteinander auskommen. Er hat's auch gewußt, daß die Madalien mein gehört, daß ich sie heiraten will; und er geht her, der Hundsfott, der elendige, und macht sie mir abspenstig.« Alles vergessend, schlug er mit der Faust auf den Aktentisch, daß es schütterte.

»Sagten Sie nicht, Ihr Kamerad sei damals betrunken gewesen?««

»Ja, ein bißl zuviel hat er sicher gehabt — und die Angst und den Schrecken wegen dem Sturz, das muß man auch bedenken.««

»Bleibt er denn bei seinem Geständnis, auch jetzt, wo er nüchtern und ruhig ist?««

»Der! Ah!« Michael lachte grimmig. »Ableugnen will er mir's, der Lump!««

»So! Andere Zeugen oder Beweise, soviel ich verstehe, haben Sie nicht? Sie wissen auch nicht den Ort der Tat?««

»Nein,« stammelte Michael. Mit jeder der trockenen sachlichen Querfragen ward seine Hoffnung schwächer; die Ahnung einer furchtbaren Enttäuschung dämmerte ihm auf.

Der Rechtsanwalt seinerseits glaubte völlig klar zu sehen. Ein Verliebter, dem man seinen Schatz genommen hat, der vor Rachedurst und eifersüchtigem Schmerz nicht aus noch ein weiß. Weil er kein anderes Hilfsmittel sieht, versucht er dieses abenteuerliche. Wieviel an der Mordgeschichte wahr, was persönliche Zutat ist — wer mag es entscheiden! Jedenfalls galt es, dem Menschen da den Kopf zurechtzusetzen.

»Hören Sie mich an! Wenn ich Ihnen bloß Geld abnehmen wollte und kein Gewissen hätte, könnte ich Ihnen vielleicht raten, die Anzeige zu erstatten. Als anständiger Mensch und Jurist kann ich es nicht. Bedenken Sie, wie aussichtslos die Sache steht! Die einmalige Aussage eines Berauschten — im übrigen keinerlei Zeugnis noch Beweis — Sie selbst nicht unparteiisch. — Gesetzt, es käme zur Verhandlung — wem von beiden, meinen Sie, werden die Richter dann glauben?«

Michael verstand nicht alle Teile der Rede, nur ihren Sinn. Eine dunkle Röte stieg ihm bis unters Haar hinauf. Der Sprecher indessen fuhr fort: »Und wenn man, was sehr möglich ist, Ihnen nicht glaubt, welche Rolle spielen dann Sie? Haben Sie sich zum Beispiel die Kosten klargemacht, in die Sie verurteilt werden? Ganz abgesehen davon, daß es eigentlich doch scheußlich ist, so als Denunziant, als Angeber eines Kameraden dazustehen. Wer seine Anschuldigung nicht beweisen kann, ist ein ganz gemeiner Denunziant, aus Haß, Neid — was weiß ich! Nicht wahr, das haben Sie nicht überlegt? Nachher gehen Sie in Gottes Namen heim und überlegen sich's jetzt!«

Michael erhob sich. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Wozu auch reden? Er hatte seine Ehre hingegeben, sein Wort gebrochen, ein erstes

schwerstes Mal. Und es hatte nicht genutzt! — Der Rechtsanwalt sah mit Genugtuung, daß es ihm gelungen, diesem durch Eifersucht auf Abwege geleiteten Menschen das Gewissen zu schärfen. Aus dem Tone eindringlicher Vermahnung fiel er wieder in den geschäftsmäßigen zurück.

»Überhaupt ehe man halbwegs ermitteln könnte, wie es sich mit der Sache da verhält, wäre der Pedroß längst verheiratet — und was ihm zuleid geschähe, beträfe seine junge Frau mit. Na, Sie werden wohl vernünftig sein und Ihr Vorhaben aufstecken. Was Sie schuldig sind? Lassen Sie's gut sein — ist gern geschehen! Adieu!« Mit einer grüßenden Handbewegung entließ er ihn.

\* \* \*

Draußen auf der Straße ging alles den gewohnten Gang. Michael empfand ein dumpfes Staunen darüber, wie die Welt so unverändert aussehen konnte, da sie doch auf dem Kopfe stand! Durcheinander, übereinander — im Leben und in der Meinung der Leute! Da war ein guter Mann, ein gescheiter Mann, wie der Rechtsdokter, der hatte ihn, den Michael, für einen Angeber gehalten, einen Verleumder vielleicht. Und hatte ihm zugesprochen, wie ein Pfarrer in der

Beichte, er solle Neid und Bosheit fahren lassen. Neid? Bosheit? Er galt für einen Schuft, wenigstens für einen lügenhaften Angeber; und der Pedroß, der wirklich einer war, von dem wollte man's nicht glauben. Gott in deinem Reich — warum sind die Menschen so blind! Aber zugleich gestand er sich, daß er selbst geholfen hatte, sie blind zu machen. Wie so mancher selber den Strick dreht, der ihn hernach erwürgt. Wäre er damals, nach dem Geständnis des Carlo, geradeswegs zum Bürgermeister gegangen und hätte erklärt: »Mit dem Neuen, da ist's nicht sauber; ich bleib' nicht mit ihm, weil mir graust,« so wäre von Neid oder Rachsucht keine Rede gewesen. Vielleicht hätte er den Carlo dadurch nur sein Brot oder ins Unglück gebracht — das hatte er aus Mitleid nicht gewollt und deshalb — deshalb mußte er nun selbst ins Unglück hinein. Daß man für etwas Gutes so gestraft wird — schlimmer als für Böses! Den Leuten war es nicht zu verdenken, wenn sie sich wunderten, daß er einen Menschen, mit dem er monatelang in enger Kameradschaft gelebt, plötzlich als Übeltäter ausschrie. Jeder würde meinen wie der Herr Rechtsanwalt: es geschehe einzig der Madalien wegen. Der fremdesten Dirn gegenüber wär' es doch seine Schuldigkeit gewesen, sie zu warnen vor so einem Ehestand! Darf man sich um sein Liebstes

weniger als um ein Fremdes annehmen? — O du verkehrte, verschrobene, vermaledeite Welt!

Er hatte die Fäuste wild vor die Augen gedrückt und rannte daher gegen einen Vorübergehenden an, der ihn grob anfuhr: er solle besser achtgeben. »Ja, ja, zeitig achtgeben — das wär' das richtige,« sagte Michael laut. Inzwischen gelangte er auf das freie Feld hinaus, an einen Kreuzweg. Hier stand ein Kapellchen, kaum groß genug für zwei oder drei Andächtige, neu geweißt, mit einem einzigen Betstuhl darinnen. Michael rückte gewohnheitsmäßig den Hut — da hielt ihn etwas, nicht so vorbeizueilen. Wie der Dornbusch vor Moses, flammte vor ihm der Gedanke empor, daß es ein allwissendes Wesen gebe, das ihn durchschaue bis in den fernsten Seelenwinkel und den Pedroß ebenso. Und dieser Allwissende war zugleich allmächtig, und alles Heil war bei ihm beschlossen, nicht bei Menschenkindern!

Michael trat ein in das winzige Heiligtum. Er kniete vor dem Altare nieder und betete mit lauter Stimme, die ihm seltsam fremd klang in dem leeren Raum: »Lieber Herrgott im Himmel! Ich weiß mir nimmer zu raten und seh' mich nicht hinaus. Ich bitt' dich schön: hab du ein Einsehen in die Schundwirtschaft auf der Welt! Steh mir bei und mach die Wahrheit offenbar! Schau: wenn ich mir selber helfen muß, so kann es nur

mit Sünden geschehen. Darum hilf mir du, solange es Zeit ist! Amen!«

Er stand auf. Ehe er das Kapellchen verließ, warf er ein für seine Verhältnisse ansehnliches Geldstück in den Opferstock.

Er fühlte sich erleichtert und erhoben. Als er von weitem des Elektrizitätswerks ansichtig ward, wandte er das Gesicht hinweg und preßte die Faust zusammen. Nicht mehr anpacken wollte er, keine Rechenschaft begehren; es sollte sein, als ginge der da drinnen ihn nichts an. Händel suchen führte höchstens dazu, daß man ihn, den Michael, einsperrte und der andre desto kecker sein Haupt erhob.

Der Michael wußte Besseres: er hatte sich und seine Sache einem gerechten Richter anvertraut.

\* \* \*

Sonnenaufgang — Sonnenniedergang! All die langen Stunden, die dazwischen liegen, saß Michael Burgstaller wartend in der Schlucht, wartend auf das Ereignis, das ganz bestimmt kommen mußte. Es konnte nicht sein, der liebe Herrgott durfte nicht geschehen lassen, daß ein schlechter Kerl und ein braves Mädchel auf Lebenszeit zusammenkommen. Aber die Sonne ging auf und nieder, die Tage und

Nächte schwanden, ohne daß irgend etwas sich begab. Als Michael einen Blick in den Kalender tat, erschrak er, denn bis zum Hochzeitstage jener beiden waren nur mehr vierzehn Tage!

Das letzte was er hatte, fühlte er wanken: den Kinderglauben an das gehoffte Wunder! Was eigentlich hätte geschehen sollen, darüber ward er sich nicht klar. Der Allmacht, der er sich vertraut hatte, waren alle Dinge leicht; damit hatte er sich beschwichtigt und hingehalten. In wachsender Angst verdoppelte er die Zahl der Engelgrüße und Vaterunser, die er alltäglich zu sprechen pflegte — er gelobte Pilgerfahrten zu entfernten Gnadenorten, Bußwerke und Wohltaten, die er vollführen wollte, wenn das eine nicht geschähe.

Einen neuen Mitwächter hatte er in diesem Frühjahr nicht erhalten, auch nicht begehrt. Wozu? Der Schlaf mied ihn ohnedies — und außerdem war es ihm recht, allein zu bleiben.

Es war totenstill in der Schlucht, an deren Wänden ehemals Michaels helle Stimme jauchzend und singend widergeklungen war. Ihn verlangte nicht mehr hinaus — wohin hätte er gehen sollen? Es half ihm zwar wenig, den Anblick der Madalien zu meiden; denn je ferner ihre greifbare Gestalt ihm blieb, desto hartnäckiger verfolgte ihn die Vorstellung ihres

Gesichts und Wesens. All ihre Reden kamen ihm wieder — einmal fuhr er vom Schlaf empor, weil er meinte, sie lachen zu hören; und es war nichts gewesen als das Gurren einer nistenden Wildtaube. Früher, da er sie für die Seine angesehen, hatte ihn nicht so heftig nach ihr verlangt, wie nun, da sie ihm verloren war.

Tag für Tag saß er, das Treiben des Bergflüßchens betrachtend, das am Gestein hinaufspritzte, die dort wachsenden Gräser beperlte, einen tiefhängenden Ast überquoll oder eine Felszacke so lange benagte, bis sie mit lautem Hall in den Strudel stürzte. Wenn nur das Wasser in Michael nicht die eine Erinnerung geweckt hätte, die seiner Rettungstat an jenem Gewittertage. Ein bißchen weniger Eifer damals, weniger Nächstenliebe von seiner Seite — und der Carlo lebte jetzt nicht. — Bisweilen war es, als hielte das Rauschen aus der Tiefe ihm das höhnisch vor. Einmal, bei langem Hinschauen, deuchte ihm, er sähe inmitten des Getriebes ein wächsernes, wohlbekanntes Gesicht, machtlos hier- und dorthin geschleudert. — Herr, führe uns nicht in Versuchung!

Mit Gewalt nahm er sich vor, die Geschichte zu vergessen, als ginge sie ihn nichts an. Aber das war das Höllische daran, daß sie ihn dennoch anging und ohne Aufhören ihm am Herzen fraß. Er hatte die

Madalien zu gern gehabt. Früher war es das Staunen aller Leute gewesen, daß inmitten der feuchten Felsenge, der eintönigen Umgehung der Michael stets heiter und wohlauf blieb. Er wußte wohl, was ihn damals von innen her erwärmt, ihm guten Mut verliehen und die Zeit gekürzt hatte. Die Madalien — einzig die Liebe zur Madalien!

Jesus, wäre sie nur glücklich geworden! Aber das konnte sie nicht werden mit einem wie der Pedroß. Unglück und Schande erheiratete sie in ihm — das stand nur zu fest. Oft wenn ihr Bild ihn heimsuchte, zwang ihn etwas, sie sich vorzustellen, wie sie künftig aussehen würde — verhärtet, verfallen — so wie er sonst schon arme, übel verheiratete Weiber gesehen. Aber dann war es zu spät; und kein Gott und kein Teufel konnte das Geschehene ungeschehen machen.

Überhaupt alles in diesem Leben war unnütz und keinen Dreier wert! Die Gesetze und Beamten halfen den Lumpen, und ein rechtschaffener Mensch wurde für einen Aufschneider gehalten. Der Herrgott hätte mit einem heiligen Hagelwetter dreinfahren sollen — aber auf den Herrgott war auch kein Verlaß! Heiße Bitten aus gläubigen Herzen erhörte er nicht und ließ die Schlechten üppig in die Höhe schießen gleich wuchernden Unkräutern. — Die sorglose Freude an

sich selbst und der ganzen Welt, die hatte Michael verloren, seit er die Macht des Unrechts erkannt hatte.

Die Sonne, die bisher geschienen, schwand jetzt häufig hinter Wolken. Durch die Berge strich der Föhn, fauchend und klagend. Und der Himmel bedeckte sich mit trübem Grau. —

\* \* \*

Seit drei Tagen regnete es unaufhörlich. Die Klamm war von lehmigem Wasser übervoll; massenhaft wurden Holzstücke und Erdbrocken herangeschwemmt. Eine Weile wartete Michael dem Treiben in gewohnter Weise ab. Er dachte des Hochwalds, von dem die Scheiter herkamen, zu dem er sich hinaufsehnte. Dann plötzlich bekam er die Sache satt. Er war lässig geworden in jüngster Zeit — eine dumpfe Gleichgültigkeit hatte sich seiner bemächtigt. In seinen völlig durchnässten Mantel gehüllt, setzte er sich am Rande nieder und schaute dem Wellengang zu. Er empfand eine Art von Schadenfreude dabei, wie die Holzstücke sich hoben und senkten, übereinander purzelten und sich zum Knäuel ballten. — Seht ihr, das Abzappeln nutzt euch nichts. Das weiß unsereiner schon lang, daß es nicht

nutzt. Gehen lassen — alles gehen lassen, wie es will und muß — weiter gibt es nichts!

Horch — klang durch das Gurgeln und Rauschen nicht ein rascher kräftiger Tritt? Michael lauschte — die Schritte näherten sich — soeben bog eine Gestalt um die Ecke des Klammwegs. Wer war doch das?

Michael schaute nochmals hin — da erkannte er den Herankommenden für gewiß. Es war Carlo Pedroß! Michael war aufgesprungen. Alle Dumpfheit entwich in einem Augenblick. Seine Glieder zitterten, und sein Herz klopfte ungestüm. Noch nie hatte Carlo sich oberhalb der »Kirche« blicken lassen, seit dem, was zwischen ihm und Michael vorgefallen war.

Sicher wäre er auch jetzt nicht gekommen ohne zwingenden Grund. Aber vermutlich hatte das Hochwasser, das die Folge der Regengüsse war, Störungen am Werke hervorgerufen; und Carlo, wohl oder übel, hatte den Weg machen müssen, um nach dem Wächter zu sehen, vielleicht um ihn wegen mangelnder Achtsamkeit zu schelten.

Daß solch ein Fall einmal eintreten würde, war vorauszusehen gewesen. Nun war es geschehen, und endlich standen sie sich gegenüber, Aug' in Auge — der Carlo und er.

Carlo zauderte, als er Michaels Haltung bemerkte. Er blieb stehen, offenbar unschlüssig, ob er nicht

gleich wieder umdrehen sollte. Michael dagegen war plötzlich ganz ruhig, ganz wach. Er trat auf den anderen zu. »Es ist gut, daß du da bist, Carlo. Und auch gut, daß niemand uns hört. Wir müssen noch einmal reden miteinander.«

Carlo meinte, er wisse nicht was und wozu, dabei vermied er, Michael ins Gesicht zu schauen. Aber der ließ sich nicht irren.

»Sag mir, bleibst du wirklich dabei, daß du in einer Woche die Madalien heiraten willst?«

»So eine Frage!« Carlo zuckte überlegen die Schulter. »Wenn einmal alles bestimmt und bestellt ist, und man ist einig miteinander, dann versteht sich das Heiraten von selbst, scheint mir.«

»Sonst schon. In deinem Fall weniger.« Er redete ganz ruhig, fast mild, als spräche ein Dritter, Unbeteiligter aus ihm.

»Mit dir steht es so. Du hast die selbige, die du heiraten willst, erst einem Freund abspenstig machen müssen — und nebstdem hast du sie belogen, damit sie dich nimmt. Sie glaubt dir jetzt, weil sie dich halt gern hat; aber der Zweifel wird schon kommen mit der Zeit. Und nachher« —

»Das wird sich finden. Ich kenn' es und seh's: du bist immer noch von deiner unsinnigen Einbildung

geplagt. Hätt' ich nicht von Dienst wegen gemußt, wär' ich dir gar nicht beigegangen. Schluß jetzt!«

Er wollte fort, aber Michael vertrat ihm den Weg.

»Besinn dich, Carlo! Was bestellt ist, kann man abbestellen — ein Unrecht, wenn man's begangen hat, läßt sich nimmer so leicht gutmachen. Du solltest das wissen, scheint mir. Aber nein, von dem was war, wollen wir nicht reden. Hab nur jetzt ein Gewissen, dann ist alles gut!«

»Laß mich vorbei, du!«

Aber Michael wich nicht.

»Du mußt die Madalien freigeben, du mußt. An irgend einem Grund, wie man die Hochzeit aufschiebt ohne Aufsehen und Ärgernis, wird dir's nicht fehlen — du bist ja so gescheit. Sag' es reut dich wegen meiner, sag — ach was, das ist jetzt gleich, was du sagst! Wir wollen fortgehen miteinander — in die weite Welt — es wird uns schon glücken. Du brauchst nichts arbeiten, wenn du nicht magst; ich will mich für dich schinden wie ein Hund, dir jeden Heller zutragen und selber Not leiden. Nur das eine bitt' ich, mit aufgehobenen Händen bitt' ich dich, nur der heiligen fünf Wunden willen: gib sie frei!«

Carlo ertrug es nicht mehr. »Du bist närrisch, das bist du!« Wild und höhnisch rief er ihm das Wort

entgegen. Michaels Züge wurden sonderbar starr und blaß, etwas Ehernes kam in sein Gesicht.

»Nein, jetzt bin ich bei Verstand — wollt', ich wär's früher gewesen! Närrisch war ich dazumal, wie ich dich da unten nicht hab' ersaufen lassen, sondern dich herausgezogen, du Schuft, du — du mörderischer, lügnerischer Satan!«

»Giftnickel, du neidiger, boshafter! Wirfst mir das bißl Helfen vor? Eine Gemeinheit ist das von dir, eine Gemeinheit!« Das Schimpfen erstirbt ihm auf den Lippen — ist das der Michael noch? Der Hochaufgereeckte, an dessen Leibe sich alle Sehnen straffen, aus dessen Antlitz die Augen wie Höllenflammen glühen?

»Nein, ich werf' dir nichts vor! Bloß dahin, wo du hingehörst, werf' ich dich, da hinunter!« Die stählern gewordenen Arme klammern sich um Carlos Leib, der wehrt sich mit den Kräften der Wut und Angst. Ineinander verbissen, verschlungen, stöhnen sie wie zwei Brunsthirsche — dem Michael quillt der Schaum vor dem Munde. »Hinunter!« brüllt er noch immer, »hinunter!« Nur ein dumpfer Laut antwortet, mit Riesenanstrengung hat Carlo die eine Hand freigerungen — blitzschnell fährt sie in die Seitentasche — ein blanke Schneide funkelt auf —

»Aha, stechen willst, Natter, verfluchte! Dein altes Kunststück! Diesmal hilft's dir nicht!«

Er will ihm das Messer entreißen — verwundet sich an der Hand, daß das warme Blut fließt — aber es schwächt ihn nicht, macht ihn nur rasender als zuvor. Jetzt hat er es fest, ganz fest, entwindet es den umkrallenden Fingern und sticht es dem Eigner hinein, da, dort — zwei-, dreimal, gleichviel wo es trifft. Die Arme des Gestochenen lassen los, fuchteln krampfzig, ziellos in der Luft umher, da hebt ihn der Michael mit einem letzten Ruck hoch empor und — wirft ihn über den Rand der Schlucht.

Ein schweres Aufklatschen, Gischt und Wasserstaub spritzen empor — fast bis zur Brust des Michael, der steif droben steht und hinabschaut. Wie sich die Wasser beruhigt haben, da schwimmt zu oberst auf der grünen, milchig schäumenden Flut ein dünnes rotes Fädchen; und mitten im Gestrudel schaukelt der Kopf des Carlo, an eben der Stelle, wo ihn Michael im Traume gesehen, wo er schon einmal beinahe den Tod gefunden hätte.

Diesmal hat ihn der Tod und für gewiß.

Ein paarmal taucht er zum Grunde, kommt wieder herauf — jedoch das Leben ist entflohen. Die Wasser treiben ihn sacht abwärts, während Michael in

plötzlichem Ekel das Messer dem Toten nachwirft als dessen Eigentum.

Er ist völlig klar, nüchtern geworden nach wüstem Rausch. Die Entscheidung ist gefallen, der Herr hat gerichtet. Sein Name sei gelobt!

Langsam geht er den Klammsteig hindann. Er spürt keine Reue. Eher eine befreite Müdigkeit — wie nach vollbrachtem schwerem Tagewerk.

Noch konnte er umkehren, durch die hintere Schlucht zu flüchten versuchen. Aber davor sollte ihn Gott bewahren! Der Vergeltung entrinnen wollen — das mochten solche wie Carlo Pedroß tun! Der Michael Burgstaller tat es nicht.

»Die Madalien ist gerettet. Um die brauch' ich nimmer sorgen.« — Am Ausgang der Klamm angelangt, wiederholte es sich Michael und nickte zufrieden dabei. Dann schlug er die nächste Straße ein zur Ortschaft — zum Gericht.

## Der Talisman.

Auf der Veranda unter dem schattenspendenden Zeltdach war ein lebhafter Meinungs-austausch im Gange. Die verwitwete Geheimrätin, der das Haus gehörte, hatte den Besuch ihres Arztes gehabt, und ausnahmsweise hatte der stets Eilige sich zu einer Rast an ihrem Kaffeetisch bewegen lassen. Da war alsbald das Gespräch auf dem einzigen Punkt angelangt, wo zwischen dem Doktor und seiner auf ihn schwörenden Patientin ein Gegensatz bestand. Nämlich die Geheimrätin neigte zu dem Glauben an allerlei Wunderkuren und Geheimmittel, von denen ihre zahlreichen Freundinnen ihr Erstaunliches zu berichten wußten.

»Ich versichere Ihnen, Doktor: es hat geholfen! Die Wirkung soll überraschend gewesen sein.«

Der Doktor lächelte ein wenig hinterhältig. »Das geb' ich schon zu, Verehrteste — gewiß! Der Glaube macht ja selig — warum soll er nicht gesund machen?«

Die außer ihm Anwesenden, der Sohn und die Schwiegertochter der Hausfrau, neckten die Mutter ob

ihrer Gläubigkeit, worauf sie kampfbereit versetzte: »Ach, ich weiß schon, wenn wir Frauen etwas behaupten, heißt es immer: Bloße Einbildung!«

»Bitte,« sagte der Doktor, »reden Sie nicht so geringschätzig von der Einbildung! Sie ist manchmal das Schönste, manchmal das Schrecklichste auf Erden — nicht nur das seelische, auch das körperliche Wohlbefinden hängt zum großen Teil von ihr ab. Was ist überhaupt wirklich? Ein eingebildeter Schmerz kann genau so weh tun wie ein wirklicher; denn nicht auf das, was ist, sondern auf unser Empfinden davon kommt es an.«

Die andern stritten dafür und dawider; währenddessen glitt der Blick des Doktors hinaus über die flutende glitzernde Fläche des Sees, am Gestade entlang, das eigentlich nur ein großer Garten war. Ein Park neben dem andern, voll grüner Büsche und duftender Rosensträucher, die nirgend so üppig gediehen wie hier in der Seeluft. Dazwischen schimmerten die weißen Villen; und auch die verstreuten Häuschen der eingesessenen Fischerbevölkerung, die hinter den vornehmen Sommersitzen nicht zurückstehen wollten, prangten mit buntem Anstrich und mancherlei Blumenschmuck an den Fenstern. Fast unter jedes Dach war der Doktor schon eingetreten; er genoß bei hoch und niedrig

gleiches Vertrauen, weshalb er gemeinhin nur »der Seedoktor« genannt ward.

»Wüßten Sie doch, welchen Einfluß der Phantasie auf die verschiedensten Menschen bei den ungleichartigsten Zuständen ich habe beobachten können! Ich würde mich anheischig machen, einem Leidenden durch ganz indifferente Mittel, Pillen und Mehl oder Zucker, Linderung zu verschaffen, falls er überzeugt wäre, sie tun ihm gut.«

»Aber Doktor! Mir scheint, das ist doch zuviel gesagt!«

»Meinen Sie?«

Dicht an das Besitztum der Geheimrätin schloß sich ein ansehnlicher Graspark, wo zwischen Obstbäumen ausgespannt etliche Fischernetze zum Trocknen hingen. Aus dem einstöckigen Hause, das inmitten stand, und über dessen seitlicher Eingangstür ein Ladenschild befestigt war, trat soeben ein hagerer Mann mit ergrauendem Haupthaar, von einem größeren Knaben begleitet. Die beiden machten sich daran, die Netze abzunehmen; währenddessen ward der Mann der kleinen Gesellschaft auf der benachbarten Terrasse gewahr und grüßte höflich hinüber. Sein Blick begegnete dem des Seedoktors — da ging ein hellerer Zug über sein ernstes Gesicht, und er grüßte nochmals, mit achtungsvoller

Vertraulichkeit, die der Doktor durch Winken der Hand erwiderte.

Als sich Vater und Sohn samt ihren Netzen entfernt hatten, wandte der Doktor sich nachdenklich zu den Tischgenossen zurück. »Da drüben wandelt der lebendige Beweis für das, was ich vorhin behauptet habe,« sagte er. »Der Sebastian Höß, vulgo Fischerbast genannt.«

»Der Fischerbast?« wiederholte die Hausfrau erstaunt.

»Ja, eben der! Wenn ich Ihnen erzählen wollte, was für ein anscheinend kleiner Umstand im Leben dieses Mannes eine große, folgenschwere Rolle gespielt hat, Sie würden mir kaum glauben.«

Der Sohn der Geheimrätin schaltete ein, er könne sich nicht recht denken, daß der Fischerbast je krank gewesen sei — und seine junge Frau meinte: auch nach übermäßig viel Phantasie sehe der Bast ihr nicht aus.

»Ich versichere Sie,« sagte der Doktor, »der Fischerbast war einer der merkwürdigsten Fälle, die mir in meiner Praxis vorgekommen sind. Wollen Sie seine Geschichte hören? Mein Dampfschiff geht erst in fünfundzwanzig Minuten.«

\* \* \*

Als ich vor mehr denn zwanzig Jahren mich als junger Arzt hier niederließ, da war der diesseitige Seestrand gewissermaßen noch Terra incognita. Von all den Villen standen etwa zwei oder drei; es gab weder Grandhotels noch Basare, in denen alle Verkaufsartikel zu haben waren, sondern fast alles mußte aus der Stadt verschrieben werden. Von Kurkonzerten und italienischen Nächten ließ man sich nichts träumen; kurz, unser jetziger, so vornehm gewordener Hauptort war ein ruppiges Fischernest mit ein paar Honoratioren, zu deren gelangweilter Zahl ich fortan gehören sollte. Meine ehemaligen Kommilitonen hatten mir auch weidlich zugesetzt: »Mensch, was fällt dir ein, dich so unter den Kaffern vergraben zu wollen?« Mich aber, als ein Landkind, schreckten die einfachen Verhältnisse nicht ab; außerdem verlangte ich nach Brot und Selbständigkeit, zumal ich auf Stipendium studiert hatte. Also bewarb ich mich um die Stelle und erhielt sie, froh, auf etliche Meilen im Umkreis der einzige Heilkundige zu sein.

Am Tage, das da Ding perfekt wurde, saß ich mit dem Bezirksamtman und einem zur Ruhe gesetzten Major, der ein Häuschen am Strande bewohnte, auf der Aussichtsterrasse beim Schloßwirt. Es war damals

wie heute der berühmteste Rundblick; und ich genoß als ein Neuling die Ausschau über die glänzend wogende Fläche mit den kaum sichtbaren Bergumrissen in der Ferne. Der See war keineswegs so belebt wie jetzt; am Ufer kreuzten ein paar Fischerkähne, die sich jedoch bald verzogen, ebenso wie die Buben, die zuvor um die Badehütten herum gespielt hatten. Denn es war ein trüber, regnerischer Tag und der ganze See mit kleinen krausen Wellchen bedeckt, die mählich größer wurden und zischend an die Böschung schlugen. Ein einziges weißes Segel, das noch draußen umhertrieb, ward von den Windstößen, die sich darin verfangen, förmlich zerzaust, so daß das Schiffchen, dem es angehörte, Gefahr lief, gänzlich umzukippen. Von geschützter Stelle aus sieht sich solch ein Schauspiel ja gut an; für die Insassen des Segelboots jedoch schien schleunige Heimkehr geboten.

»Das ist der Fischerbast,« sagte der Bezirksamtman, der durch des Wirtes Fernglas den Segler gemustert hatte. »Der Teufelsbraten muß immer der letzte draußen sein.«

Ich schaute genauer zu und sah einen schlanken, anscheinend jungen Menschen, der gemächlich in dem hin und her geworfenen Fahrzeug gesessen hatte, sich nun erheben, um das bedrohte Segel zu reffen. Seine

Bewegung vermehrte das Schwanken des Kahns; er hatte den unsichersten Stand, während seine Hände mit Gewalt an dem Segeltau zerrten, das der Sturm ihm entreißen wollte. Mich dünkte, er müsse über Bord geweht oder samt seinem Boot in die Tiefe geschlungen werden, wie er so frank und frei dastand. Aber nichts von alledem: er brachte es fertig, sein Segel kunstgerecht einzuziehen, und steuerte dann ebenso kühn wie geschickt nach dem Ufer, wo wir ihn eben vor Torschluß anlanden sahen.

»Sapristi,« sagte ich, »der Kerl hat Haare auf den Zähnen! Wie doch den Seeanwohnern durch die Gewöhnung von klein auf der Begriff der Gefahr völlig abhanden kommt!«

Diese meine Bemerkung erweckte allgemeine Heiterkeit, deren Grund der Bezirksamtman mir alsbald erklärte. Der Fischerbast war gar kein Eingeborener — das eben war das Merkwürdige daran. Irgendwoher aus flachem Lande stammend, war er vor etlichen Monaten hierhergekommen, nur dem alten Fischer, seinem kinderlosen Vetter, im Gewerbe beizustehen und ihn später zu beerben. Die Strandleute, die voll Schadenfreude darauf gelauert hatten, welche klägliche Figur solch ein Hereingeschneiter, der kaum je ein Ruder in der Hand gehabt, hier spielen werde, mußten den Verdruß

erleben, daß der Neue es ihnen sämtlich an Schneidigkeit zuvortat. Ich würde auch noch manches Stückchen von ihm zu sehen bekommen!

Dazu bot sich mir in der Zukunft freilich häufige Gelegenheit. Die Dampfschiffahrt auf unserm See war erst in den Anfängen; es gingen nur wenige Fahrten, und an den meisten Orten wurde nicht angehalten, sondern ausgebootet. Demgemäß mußte ich mich, wenn ich unversehens an ein andres Ufer gerufen wurde, gewöhnlich der Schifferkähne bedienen; und mit keinem bin ich so oft und gern gefahren wie mit dem Fischerbast. Vielleicht rührte meine Vorliebe daher, daß wir beide — er und ich — zwei eingewanderte Glücksucher waren; aber jedenfalls hat auch sein Wesen es mir angetan.

Kein Kraftprotz war er, der Bast, eher das Gegenteil davon. Eine mittelgroße Gestalt, biegsam und zähe — und im Gesicht so einen Zug, der auf einen sensitiven Menschen deutete. »Nervös« würde ich es genannt haben, hätte das Wort nicht so schlecht gepaßt zu der unerschütterlichen Ruhe, die seinen Handlungen innewohnte. Selbst beim schlimmsten Wetter und in augenscheinlichster Gefahr strahlte gleichsam ein Gefühl der Sicherheit von ihm aus; denn er schaute drein mit dem Blick eines Kindes, das noch kein Übel erfahren hat und deshalb keins befürchtet.

Von Zeit zu Zeit machte der Bast sich den Spaß — als solchen betrachtete er es wirklich —, den See an seiner breitesten Stelle von einem Ufer zum andern zu durchschwimmen. Das Boot, das ihn dabei trotz seines Widerspruchs aus der Entfernung begleitete, würdigte er keiner Beachtung; ohne einen Fuß- oder Armstoß zu beschleunigen, schwamm er dahin, ruhte auf dem Wasser wie auf einem Lager, nicht wie einer, der etliche zwanzig Meter Tiefe unter sich weiß. War er dann glücklich angelangt, wo ihn lautes Händeklatschen der am Lande angesammelten Zuschauer empfing, so schüttelte er sich nur und lachte ein bißchen unter seinem Schnurrbart; man sah, das Ding ließ ihn völlig kalt.

Ich habe schon gesagt, wie sorglos auch ich in seiner Nähe war; ein einziges Mal ist mir der Gleichmut abhanden gekommen. In einer Weihnachtsnacht war's — da mußte ich Knall und Fall ans untere Seeende zu einem Wirt, der an Blinddarmentzündung erkrankt war. Der See war teilweise gefroren gewesen, dann war Tauwetter eingefallen, und das Eis trieb in Schollen umher, staute sich hier und da, während der Tauwind die Tiefe aufrührte, daß unser Nachen sich fortwährend hob und senkte. Bald saßen wir plötzlich fest, bald erhielt unser Schiff einen Stoß, der ein Loch befürchten ließ

— ein Gezacker und Geschütter zum Seekrank werden. Die Planken stöhnten und krachten; der Bub', den mein Fährmann Bast sich als zweiten Ruderer mitgenommen hatte, betete laut — und ich, obschon kein Feigling, dachte nur im stillem »Wenn wir heil hinüberkommen, soll's mich freuen! Glauben tu' ich's nicht!«

Nur der Bast blieb gelassen. Und er behielt recht.

Wir kamen glücklich hinüber, glücklich auch für den Patienten, bei dem ich eben noch das Ärgste verhüten konnte. Hernach saß ich mit dem Bast in der warmen Gaststube. Wunderlich genug nahmen wir zwei uns aus in den viel zu weiten Kleidungsstücken des Wirtes, die uns die Wirtin an Stelle unsrer durchnäßten geliehen hatte.

»Prosit, Bast!« sagte ich und schob ihm ein dampfendes Glas Punsch über den Tisch zu. »Sie sind ein Staatskerl von einem Schiffer! Ich war beinahe überzeugt, heute würde uns etwas passieren.«

Mit lachenden Augen und blanken Zähnen blitzte der Bast mich an. »Bei mir passiert nix,« sagte er nachdrücklich, »ein für allemal nicht. Ihr Wohl, Herr Doktor!«

Die unerschütterliche Zuversicht in seinen Worten ließ mich aufhorchen. Das war mehr als bloßer Jugendmut, dies fatalistische Durchdrungensein von

seinem Glück, sozusagen von seiner Unverletzlichkeit. Ich neckte ihn ein wenig ob seines festen Vertrauens; er aber blieb dabei: »Mir passiert nix.«

Wie zufällig glitt seine Hand in das Vorderteil der Joppe, nach der Halsgegend hinauf, als müsse er unter dem Hemd etwas zurechtnesteln. Ich hatte die flüchtige Gebärde wohl wahrgenommen, jedoch nicht weiter beachtet. Hingegen bemerkte ich im Laufe der Stunden, die wir meines Patienten wegen im Hause dort zubrachten, daß die bildhübsche Tochter der Wirtsleute trotz der Angst um den Vater meinem Bast ein deutliches Wohlgefallen bezeigte. Die zwei Leutchen wechselten allerhand vielsagende Blicke, hatten gelegentlich hinter dem Herd miteinander zu tuscheln; und als wir des andern Tags wieder heimruderten, winkte das hübsche Mädchel uns nach mit einem Eifer, den ich nicht ganz meinen ärztlichen Bemühungen zugute schreiben konnte.

»Aha, mein Lieber,« dachte ich, »es gibt doch Seiten, wo du nicht unverwundbar bist!«

Um es kurz zu machen: die Sache verhielt sich wirklich so; und als kurz darauf der Erbonkel des Bast das Zeitliche segnete, gab mein inzwischen genesener Wirt gleichfalls seinen Segen zur Heirat der beiden Jungen. Damit machte der Bast eine der besten

Partieen im ganzen Seegebiet, sowohl was die Mitgift als die Person seiner Zukünftigen betraf; denn nach der Fanni hatte schon mancher vor ihm vergeblich geangelt. Übrigens war er so närrisch verliebt, als man nur verlangen konnte. Halbe Tage lang hockte er bei der Braut, der er alles zuliebe tat, was er ihr an den Augen ablesen konnte. Und die Fanni ihrerseits strahlte förmlich vor Stolz und Zärtlichkeit, so oft sie des schmucken, tapfern Verlobten ansichtig wurde.

Wir sogenannten besseren Leute erwiesen insgesamt dem Paar die Ehre, bei der Hochzeit zu sein; und was für eine lustige Hochzeit war das! Die Frau Gräfin vom Seefelder Schloß — nicht die jetzige mein' ich, sondern die Mama — hat mich noch lange nachher versichert, sie habe damals getanzt comme une perdue, und ich kann von mir dasselbe sagen. Die jungen Eheleute zogen dann in das Fischerhaus, dem der Bast einen Stock hatte aufsetzen lassen; der Schwiegervater richtete ihnen den Kaufladen ein, der sich inzwischen so herausgemacht hat, und alles war aufs beste bestellt in der besten der möglichen Welten.

Bon! Ein paar Wochen später begegne ich den beiden am Sonntag, wie sie selbender aus der Kirche gehen: der Bast mit gerunzelten Brauen an seiner hübschen Frau vorbeiblickend, die sichtlich verweint neben ihm her trippelt. Der erste Ehezwist vermutlich

— na, einmal muß es ja sein! Dabei beruhigte sich meine hartgesottene Junggesellenseele; aber tags darauf, als ich die Tür meines Sprechzimmers öffnete, sehe ich unter den Wartenden die junge Frau Fanni sitzen. Das wunderte mich, denn eine Krankheit war dem blühenden Geschöpf nicht zuzutrauen; und mein Staunen wuchs noch, als die Reihe an sie kam, mir ihr Anliegen vorzutragen.

Sie begann mit umständlichen Entschuldigungen, daß sie wage, mich zu belästigen; dann drückte sie so nach und nach heraus: sie möchte gern wissen, ob ein Gegenstand, auf dem Leibe getragen, zum leiblichen oder seelischen Wohlbefinden eines Menschen irgendwie beitragen könne?

Ich verstand sie nicht gleich. »Was Kuckucks für ein Gegenstand?« fragte ich. »Meinen Sie einen Senfteig? Einen Prießnitzumschlag?« Nein, das meine sie nicht. Es handle sich um ein Säckchen mit einem — nun ja, einem Sympathiemittel darin; ob es etwas nütze, das um den Hals gebunden zu tragen?

Nun mußte ich hellauf lachen: »Liebes Frauerl, ein solches Säckchen darf enthalten, was es mag, davon wird der Mensch weder klüger noch schöner, weder stärker noch schwächer! Wer hat Ihnen nur solchen Unsinn weisgemacht?«

Sie war zuvor schon sehr rot gewesen; jetzt schien ihr Gesicht wie mit Glut übergossen. »Also das ist doch Unsinn,« sagte sie gleichsam erleichtert durch meinen Ausspruch. »So ein Zeugs da kann nichts helfen, und ein vernünftiger Christenmensch soll sich nicht damit behängen. Nicht wahr, da hab' ich recht?«

»Selbstverständlich, Frau Höß. Aber erklären Sie mir nur —«

»Erklären geht nicht, Herr Doktor. Und es braucht auch nichts weiter; ich weiß jetzt schon, was sich gehört und was meine Schuldigkeit ist. Besten Dank sag' ich!«

Damit bekam ich einen Knicks und einen Händedruck; alsdann verließ mich das junge Frauchen mit dem Ausdruck eines, der seinen Weg klar vor sich sieht.

Das Erlebnis hatte mich stutzig und zugleich neugierig gemacht. Ich sann und sann, was wohl im Hause des Fischerbast vorgefallen sein möchte; schließlich richtete ich es mit Absicht so ein, daß einer meiner Praxisgänge mich an eben diesem Hause vorbeiführte, und zwar zu einer Zeit, wo der Eigentümer daheim zu sein pflegte. Meine Berechnung traf zu: durch das ebenerdige Fenster der Wohnstube sah ich ihn am Tische sitzen, anscheinend in tiefen Gedanken.

»Hallo, Bast!« Ich klopfte ans Fenster; da fuhr er empor, eilte zu meiner Begrüßung herbei und nötigte mich, einzutreten. Er raste grad' ein wenig aus, sagte er, die Frau sei drüben im Laden, gleich wolle er sie rufen. Das alles sprudelte er auf eine hastige, unfreie Art heraus, die mich in meinen Vermutungen bestärkte.

»Bleiben Sie nur hübsch da,« sagte ich, »und erzählen Sie mir lieber, was es gegeben hat, daß Sie ein so kuriose Gesicht machen! Irgendwas liegt Ihnen auf dem Herzen, das sieht ein Blinder. Wir sind doch alte Freunde, dächt' ich — also lassen Sie getrost die Katze aus dem Sack!«

Das wollte er erst durchaus nicht, verschanzte sich hinter allerhand Ausflüchte. Aber ich hielt fest — da gab er zuletzt nach.

»Ich hab' so schon vorgehabt, daß ich mit Ihnen reden will, Herr Doktor. Denn Sie sind ein gescheiter Herr und meinen mir's gut. Bloß — gelt: auslachen dürfen Sie mich nicht?«

Das versprach ich, und der Bast, hier und da stockend, hub seine Beichte an.

»Ehvor ich dahergekommen bin, Herr Dokter, hab' ich meine Zeit beim Militär abgedient. Und es ist mir gut gungen bei die Soldaten, so daß mich's nicht einmal extra gefreut hat, wie die Zeit herum war. Am

Tag vorm Heimfahren haben wir Kameraden uns nochmal vergnügt gemacht mitsammen; im Wirtshaus sind wir gesessen, und ein Gartenkonzert haben wir gehört. Nachher sagt einer von uns, recht ein durchtriebenes Bürschel, er weiß uns noch was, ganz was Besonderes. Das ist uns recht gewesen, und so geht er her und führt uns durch lauter enge Gassen vor ein nichtig kleines Häusl. — ›Da wohnt eine, die mehr kann als Brot essen‹, hat er gesagt, ›und die soll uns jetzt wahrsagen.‹ Ich meinesteils hab' partuh nicht wollen, weil nämlich mein Vater die Art Geschichten für'n Tod nicht hat ausstehen können. Von Geistern oder Hexen hat kein Mensch uns Kindern erzählen dürfen, und wenn eins sich im Dunkeln geforchten hat, so hat es so viel Schläg bekommen, daß es ein andermal das Kuraschierteste gewesen ist. Also ich hab' nicht wollen, aber ich hab' mich zuletzt beschwatzen lassen. Ich bin mit hinauf zu der Alten, die noch gar nicht so alt, aber von Ansehen recht zuwider war; und einen um den andern hat sie beiseit genommen. Etliche waren ganz geschreckt, wie sie wieder herauskommen sind. Zuletzt hab' ich auch dranmüssen und hab' ihr die Hand hergezeigt; sie schaut sie von allen Seiten an und sagt dann: ›Ihrer wartet ein gefährlicher Beruf.‹ Da ist mir's Lachen auskommen, denn mein Denken war, daß ich daheim

dem Vater helfen will, der eine Seilerei gehabt hat. Wenn einmal die Seilerei für ein gefährliches Gewerbe gilt — dann gute Nacht, Welt! Aber die Alte hat sich nicht aus'm Text bringen lassen, sondern ist drauf verblieben: mir steht ein gefährliches Leben bevor, und gleich in den nächsten Tagen wird mir eine Gefahr drohen. ›Aber ich will Ihnen was geben,‹ sagt sie, ›was unfehlbar hilft.‹ Sie geht und bringt ein Sackl daher, so eine Art kleiner Geldbeutel, zugemacht und an eine Schnur gebunden. ›Das tragen Sie von jetzt ab um den Hals — so kann Ihnen nichts geschehen, was immer Ihnen auch zustößt.‹ So bestimmt hat sie's gesagt, daß mir's doch ein bißl kalt über'n Rücken gelaufen ist, und ich hab' den Beutel in Gottes Namen genommen und ihr was dafür geschenkt, denn darauf war's zuletzt nur abgesehen. Des andern Tags fahr' ich in meine Heimat, denk an keinen Beutel mehr und an keine Wahrsagerin. Der Zug ist steckvoll; ich drück' mich grad' noch in einen Dritteklaßwagen; da seh' ich, daß ich mit der Zigarr in einen Nichtrauchabteil geraten bin. Mein' Glimmstengel hab' ich nicht hintlassen mögen; also steig' ich aus und such' mir mit Not einen andern Platz. Keine vier Stund' sind wir gefahren — da tut's einen Rumppler, einen furchtbaren Krach, und der Zug steht. Wir sind auf einen andern hinaufgefahren. Ein

paar Wagen waren ganz zertrümmert; da, wo ich zuerst gesessen bin, hat's nur mehr Tote und Verwundete gegeben.«

Er holte tief Atem; man sah, wie mächtig noch jetzt nach Jahren die Erinnerung ihn angriff.

»Schon dazumal ist mir einen Augenblick der Gedanke gekommen: ob das Ding, das ich aus purem Unsinn hab' unterm Brustfleck getragen, irgendwie dafür kann, daß mir bei all dem Unglück nix passiert ist? Sie wollen was sagen, Herr Doktor. Bitt' schön, warten Sie ab! Ich bin also heimgekommen zu meinen Eltern, und mitten in der ersten Freud' trifft mich ein Brief vom Vetter dahier, der schreibt: jetzt, wo ich vom Militär frei bin, hätt' er mir einen Vorschlag zu machen. Er wird hübsch alt und kann der Schifffahrt und der Fischerei nimmer recht vorstehen — ob ich nicht zu ihm ziehen und ihm an die Hand gehen mag, dieweil er lebt? So will er mir im Testament all sein' Sach verschreiben. Meine Leut' waren ganz verhofft; die Mutter hat gemeint, ich soll abschreiben; ich hätt' ja nie am Wasser gewohnt und zu der Verrichtung kein Geschick. Ach was, hat mein Vater gesagt, das Turnen und Schwimmen haben sie ihm beim Militär gelernt, und 's Aufmerken auch! Derselben Meinung bin ich gewesen; in mir hat sich mit einmal der Unternehmungsgeist gerührt, und so hab' ich dem

Vetter zugesagt. Gleich in der ersten Wochen, da ich bei ihm gewesen bin, hat's einen schwierigen Fall gegeben. Wir hatten etliche Stück Vieh verladen und übern See transportieren sollen. Da war ein Stier dabei, so ein tückisches und halsstarriges Vieh hab' ich meiner Lebtag nicht gesehen. Keiner ist ihm Herr worden; er hat mit den Hörnern gestoßen und mit den Hufen geschlagen, daß niemand sich hingetraut hat an ihn. Da fass' ich mir ein Herz — will doch mein Glück probieren, das zugebundene Glück am Hals! — und spring' hin davor und pack' den Stier vorn an den Hörnern und schau' ihm fest in seine böartigen roten Augen. Da — hast mich gesehen! — ist er ganz zahm worden, und ich hab' ihn ins Schiff stoßen können; und die andern haben grad' so gestaunt. Von der Stund' an war's ausgemacht bei mir: Dir kann nichts geschehen! Wind oder Regen, Tag oder Nacht, alles ist mir gleich gewesen, denn ich hab' an mein Glück geglaubt.« —

Hier unterbrach ich den Bast. »Das war ein Irrtum, mein Lieber! An sich selber, an Ihren Schneid und Ihre Tüchtigkeit konnten Sie glauben. Denn der Mensch trägt sein Glück und Unglück in sich; niemand darf es von außen erwarten. Und was zum Beispiel das Eisenbahnunglück anbetrifft, so werden die Glaubigen Ihnen sagen: Gott hat Sie behütet! und die

Materialisten: Der Zufall! Aber ein Hexensäckchen am Hals — das hilft nicht, das in keinem Fall.«

Er sah mich nachdenklich an. »Aldann, so hätt' die Fanni doch recht,« sagte er zögernd.

»Ihre Frau? Ja richtig, wie ist sie denn hinter die Sache gekommen?«

»Ja, sie hat das Ding auf meiner Brust gesehen, hat geeifert und gemeint: es ist irgendwas von einem früheren Schatz. Ich hab' nicht eher meinen Frieden gehabt, bis sie das Ganze gewußt hat, und dann ist die Hetz' erst angegangen. Von früh bis in die Nacht hat sie mir zugesetzt: so was ist eine Dummheit, ja, eine Sünd' ist's; ich soll das Ding wegwerfen oder sie wenigstens hineinschauen lassen. Das hab' ich nicht wollen, denn die Alte hat's mir noch besonders eingeschärft, daß niemand, ich selbst nicht, das Sackl aufbinden darf. Wir haben gestritten wie nie zuvor — was so ein Weib zäh ist, das glaubt der Teufel nicht.«

Heimlich mußte ich lächeln über diesen Stoßseufzer und das Stückchen Delila, das nun einmal seit alters her in jedem Weibe steckt. (Bitt' um Verzeihung, meine Damen: die Anwesenden sind natürlich ausgenommen!) Jedoch in der Sache stimmte ich der Fanni bei und verhehlte es ihrem Manne nicht. »Wenn Sie ihr aus eheherrlichem Selbstgefühl nicht nachgeben wollen — meinetwegen! Aber daß die

ganze Geschichte mit dem Amulett, oder was es sonst ist, etwas Kindisches hat und Ihnen nicht zur Ehre gereicht, müssen Sie selbst einsehen.«

Er meinte: ja, das würde wohl so sein. Trotzdem schien er etwas unschlüssig. »Immerhin!« dacht' ich und verließ mich auf die Fanni. Was in deren blondem Köpferl vorging, erriet ich genau. Ein bißchen Enttäuschung, daß der Bast nicht aus sich selber seine herzugewinnende Keckheit haben sollte, ein bißchen Ärger, weil er ihr die Befriedigung ihrer Neugier verweigerte, und vielleicht eine ehrliche Abneigung gegen all solch abergläubisches Blendwerk überhaupt. Jedenfalls würde der Mann ihrer Beredsamkeit auf die Länge nicht widerstehen können. —

In der nächsten Woche erhielt ich Besuch aus der Stadt. Ein ärztlicher Kollege und ein junger Ingenieur, beide leidenschaftliche Anhänger des damals erst im Aufblühen begriffenen Luft- und Wassersports. Die Gelegenheit hier außen gefiel ihnen über die Maßen; irgendwie kam dabei die Rede auf das Baden und Schwimmen im allgemeinen; denn der Ingenieur war als einer der besten Schwimmer bekannt. Da gedachte ich des Bast und erwähnte seiner an ein Wassergeschöpf erinnernden Leistungen; ja, ich strich sie, um meinen Freund zu necken, so nachdrücklich

heraus, daß der schließlich ganz toll danach verlangte, diesen Menschen und seine Künste kennen zu lernen.

Wir begaben uns demnach selbdritt zu ihm, und obschon der Bast nicht der Mann war, jedem beliebigen Fremden eine Vorstellung zu geben, bewirkte doch mein Beisein und die geschmeichelte Eitelkeit, daß er sich zu dem Versuch eines Wettschwimmens, das mein Freund vorschlug, bereit erklärte.

Gesagt, getan! Mein Kollege und ich als gewissenhafte Preisrichter ruderten im Nachen dahin und hatten unsern Spaß an den beiden Nebenbuhlern, deren Köpfe aus dem spiegelglatten See emporragten. Der Bast war, trotz der Anstrengungen des Ingenieurs, um einen reichlichen Meter voraus; die Hälfte der Wasserbahn hatte er schon durchmessen — da geschah etwas Unbegreifliches.

Der Bast schien plötzlich unruhig zu werden; sein Antlitz, uns zugekehrt, verwandelte sich, starrte bläulich blaß, mit schreckhaft vorgequollenen Augen. Ehe ich noch rufen konnte: »Bast, was fehlt Ihnen?« arbeitete er sich mit krampfigen Bewegungen zu uns und klammerte sich gewaltsam an den Rand des Boots. »Hineinnehmen — ich — ich kann nimmer.«

Aufs äußerste bestürzt, zogen wir ihn herein; er verfiel in einen ohnmachtähnlichen Zustand. Er

erholte sich zwar bald — aber den besorgten Fragen, was ihm denn zugestoßen, setzte er nur ein Kopfschütteln entgegen. »Mir ist schwindlig geworden,« war seine einzige Auskunft auf mein wiederholtes Drängen.

Ich glaubte ebenfalls an eine bloße vorübergehende Schwäche, wie sie den Gesündesten befallen kann. Damit beschwichtigte ich die Selbstvorwürfe, die unser Ingenieur sich ob seines Einfalls machte; und sprach meine Ansicht auch dem Bast selber aus, als ich nächsten Tags mich nach seinem Befinden erkundigte. Es fiel mir dabei auf, wie hager und spitz seine Züge waren; aus tiefgeränderten Augen sah er mich sonderbar an.

»Meinen Herr Doktor? Warum ist mir denn früher nie so was angekommen? Warum hat mich denn gestern mittendrin die Angst gepackt, und hab' doch früher nie ans Ertrinken gedacht? Ich will's Ihnen sagen: weil das da fort ist — Sie wissen schon.« Mit der Hand fuhr er sich nach dem Halse. »Das hat mir Kraft gegeben, und jetzt ist's aus.«

»Höß, um Himmels willen! Was für heilloser Blödsinn!« Ich faßte und schüttelte ihn; er zuckte nur die Achseln.

»Nichts zu machen, Herr Doktor! Vorgestern hat sie, die Meinige, mir so lange zugesetzt, bis ich ganz

heiß worden bin vor Wut. Ich reiße' das Ding vom Hals, lauf' zum Fenster hin und schmeiße' es ins Wasser 'naus. — ›Da liegt der Dreck, auf daß ich endlich mein' Ruh' hab'.‹ Damit hab' ich mich selbst verschmissen; jetzt seh' ich's ein; und sie ist schuld!«

Er blieb dabei. Höhnen, Schelten, Bitten blieben vergeblich. Ja, es sollte noch schlimmer kommen!

Von jenem Tage vollzog sich in dem lebfrischen Mann eine Veränderung, die mehr und mehr den Charakter des Krankhaften annahm. Er redete sich ein, sein Glück habe ihn verlassen, und in diesem lähmenden Bewußtsein griff er alles nicht mehr mit der früheren Sicherheit an. Natürlich hatte eben das zur Folge, daß ihn mehrfach kleine Widrigkeiten betrafen: sein Boot stieß mit einem andern zusammen und wurde beschädigt; beim Fischzug ging er etlichemal leer aus. Und jeder solcher Zufall bestärkte ihn wiederum in seinem Wahn, der am schlimmsten spukte, sobald der arme Teufel sich auf dem Wasser befand. Das so lange Zeit ihm vertraute Element erschien ihm plötzlich als feindliche Gewalt; von Schwimmen war keine Rede mehr — am Ruder ließ er sich meist durch einen Knecht vertreten. Ich habe Menschen gekannt, die sich einmal in Feuersgefahr befunden hatten und seitdem beim Anblick der kleinsten Flamme, ja bei einem leichten Rauchgeruch

zu zittern begannen — dieses nervöse Grauen befiel den Sebastian im Angesicht des Sees.

Außer mir wußte nur seine Frau, wie es um ihn stand; und ich muß ihr nachsagen, daß sie, obschon sie seinen Zustand nicht begriff, ihm die größte Liebe und Sorgfalt bewies. »Er ist krank, Herr Doktor — gelten Sie, er ist krank? Sie werden ihm helfen — um Gottes willen, helfen Sie ihm doch!« So bat sie mich, und ich mußte sie mit nichtigen Redensarten hinhalten; denn ich wußte wohl, daß nichts schwieriger und ungewisser ist als das Bekämpfen solch einer Zwangsvorstellung. Mein Zuspruch, an dem ich es nicht fehlen ließ, fruchtete wenig genug; aber meine häufigen Besuche bewirkten zum mindesten, daß das Gerücht einer schweren körperlichen Erkrankung des Sebastian sich verbreitete und ihm so der Hohn erspart blieb, der ihn sicher getroffen hätte, wäre die wahre Ursache seines Übels bekannt geworden. —

Einmal kehrte ich wieder bei ihm ein, an einem windigen Spätnachmittag im Vorfrühling. Er schlenderte vor seinem Hause umher, in der lässigen Haltung, die er seit einiger Zeit angenommen, und grüßte mich auf eine gedrückte, mißlaunische Weise. An den Uferrand ihm zu Füßen klatschten die Wellen; der See war sehr bewegt und hauchte eine noch

winterliche Kühle aus. Wahrscheinlich stand schlechtes Wetter bevor — darauf deutete der streifige Himmel und der allzu feurige Sonnenuntergang, der die Wasserfläche mit gleißender Purpurröte übergoß.

Ich fragte nach der Frau; der Bast streckte die Hand aus. »Da draußt!« Nun sah ich sie im Boot draußen herumrudern; sie war wetterfest und an diese Art Feierabendlust von klein auf gewöhnt. Der Mann fühlte meinen verstohlenen Seitenblick und sagte kurz, beinahe hart: »Ich fahr' nicht mit; ist gescheiter. Dann passiert ihr weniger.«

Er hatte sich überhaupt seit neuestem ein unfreundliches Betragen gegen seine Frau angewöhnt; augenscheinlich konnte er ihr nicht verzeihen, daß sie ihm seinen Talisman abgeschwätzt hatte. Ich ließ das hingehen; nur wandte ich mich — zum wievielten Male! — gegen die Mutlosigkeit, die aus seinen Worten sprach: »Höß, Sie reden sich das alles bloß ein. Sie sind kein anderer, als der Sie immer gewesen sind; nehmen Sie doch Vernunft an!«

Sein Blick begegnete dem meinen — der Blick eines Menschen, der sich selbst aufgibt. »Mit mir ist's das Rechte nimmer. Das wissen Sie auch, Herr Doktor! Wie oft hab' ich's probieren wollen, auf Ihr Zureden hin — hab' gemeint, ich muß es zwingen; aber es geht nicht! Wag' ich mich hinein und will

schwimmen, dann ist's wie dazumal: als ob mich wer an den Füßen 'nunterziehen will, bis ich keine Luft mehr krieg' vor Angst. Und sitz' ich im Schiff, dann ist's, wie wenn dasjenige, was mich hineinzieht, unterm Kiel sitzt, und ich gespür' es, und die Angst ist wieder da. Ich fürcht' mich, Herr Doktor! Ein Mannsbild, das sich fürchtet — so einen Tropf soll man doch besser totschiagen! Am liebsten möcht' ich auf und davon, irgendwohin, bloß weg von dem verfl. . . . . Wasser — bloß weg!«

So unumwunden hatte er mir seine Seele nie eröffnet. Ich sah mit Schrecken, wie völlig er von seiner Einbildung beherrscht war. Da gab es eigentlich keinen Rat mehr, als vielleicht den, ihn versuchsweise in andre Umgebung zu bringen. Aber sein Brot und seine junge Frau im Stich lassen — wer durfte sich anmaßen, ihm das zuzumuten? Während ich die Schwere solcher Verantwortung erwog und der erregte Mann neben mir mit finstern Gesicht und zusammengebissenen Zähnen vor sich hinstarrte, schaukelte draußen auf dem See das Boot der Frau. Es sah aus, als wolle sie ihn locken, ihm Mut machen. Damit hatte es gute Wege. Zuvor hatte sie ein Liedchen gesummt, dessen abgebrochene Klänge zu uns herüberwehten; jetzt war sie verstummt, oder wurde ihre Stimme nur durch das stärkere Rauschen

des Wassers übertönt? Das Rauschen rührte von dem Dampfboot her, das in gleichmäßiger Schnelle heranglitt; seit einer Weile schon hatte man den sich kräuselnden Rauch am Horizont gesehen. Seinen Pfad bezeichnete eine breite glänzende Furche; zu beiden Seiten bäumte das durchschnittene Gewässer sich in hohen Wellen auf, die gegen das Ufer herantrieben. Die Fanni hielt ihr Schiffchen an, ließ die Ruder abtropfen und schaute an dem Dampfer hinauf, der in ihrer nächsten Nähe vorbeistampfte. Neben mir ward der Bast unruhig; er schrie seiner Frau durch die hohle Hand zu, sie solle ausweichen; sie aber hörte oder achtete es nicht. So geriet sie mitten in den Wellengang des Dampfschiffes, machte eine verspätete Anstrengung, mit ein paar raschen Ruderschlägen das heftig schwankende Boot herauszusteuern. Da — mir stockte der Atem — da schlug es um — —

Ein Augenblick nur — ich fuhr aus meinem Rock heraus, wollte mich der Stiefel entledigen; aber ehe ich den rettenden Gedanken zur Tat gemacht, ging mit dem Bast eine seltsame Veränderung vor. Vornübergebeugt, mit starren groß geöffneten Augen — ein einziger kurzer Laut — ein Straffen der ganzen Gestalt — und er war in den See gesprungen!

Ich war wie betäubt, so unfäßlich schien mir der ganze Vorgang; er mußte ja untergehen, der Bast — es war ja Tollheit. Derselbe Mann, der mir eben seine Furcht vor der kalten Tiefe geoffenbart hatte, der sich nie mehr ins Wasser wagen wollte — da schwamm er wie ein Seetier, in gewaltigen sicheren Stößen, der Stelle zu, wo seine Frau versunken war! Und er erreichte sie; ich sah ihn hinabtauchen, sah ihn während ein paar qualvoller Sekunden nicht mehr — dann kam er wieder zum Vorschein und mit ihm der todblasse Kopf seines Weibes.

Wir Mediziner gelten für schlechte Christen und sind es vielleicht auch, sofern der Glaube höher als die Werke geachtet wird. Aber was damals in meinem Herzen für den Bast aufstieg, ist doch wohl so etwas wie ein Gebet gewesen.

Die auf dem Dampfschiff hatten die Gefahr der Verunglückten und ihres Retters gewahrt; sie lösten, so geschwind sie vermochten, ihr Boot von der Kette und sandten es dem Manne zur Hilfe, der sich und seine anscheinend leblose Last tapfer über Wasser hielt. Er schwamm so sicher, daß er wahrscheinlich das Land ohnedies glücklich erreicht hätte; aber der Kahn holte ihn vorher noch ein, nahm ihn samt der Fanni auf und brachte die beiden in wenigen Minuten ans Ufer.

Ich machte mich ungesäumt daran, an dem armen jungen Weibe die nötigen Wiederbelebungsversuche anzustellen, die, Gott sei Dank! auch von Erfolg gekrönt waren. Es hatte sich ein ziemlicher Haufe von Leuten gesammelt, die aus der Ferne den aufregenden Vorgang miterlebt hatten und uns nun halfen, die Erschöpfte in ihr Haus, auf ihr Bett zu tragen. Der Bast, der in seinen triefenden Kleidern dastand, mußte mancherlei Lobsprüche und Händedrucke über sich ergehen lassen, die er kaum zu hören schien; als aber die Fanni mählich das Bewußtsein wiedererlangte und ihre wachen Augen auf sein Antlitz heftete, da rann ihm eine helle Träne über die Wangen in den Schnurrbart.

Nicht, daß wir damit nun über den Berg gewesen wären! Der Frau Fanni hatte die Erschütterung und das eiskalte Bad eine Krankheit zugezogen, die mich längere Zeit noch zu einem ständigen Besucher des Schifferhauses machte. Aber schön war es zu sehen, wie eben in dieser Zeit die beiden Menschen sich eng zusammenschlossen, welche geräuschlose Treue der Mann an dem Siechbett bewies, und wie die Frau sich nun erst ganz sein eigen fühlte, nachdem er mit seines Lebens Gefahr das ihre erkaufte hatte.

Sie war nicht allein, dies anzuerkennen. Eines Tags, während meiner Anwesenheit, trat unser Herr

Bezirksamtman ein, hatte sein sogenanntes offizielles Gesicht aufgesteckt und in der Hand ein Päckchen samt einem umfangreichen Schreiben. Er eröffnete dem Bast in feierlicher Rede: das Bezirksamt habe, auf Bericht der Augenzeugen hin — unter denen auch ich war vernommen worden! — eine Denkschrift an die hohe Regierung geschickt, worin des Bast neuliche Heldentat und schon öfter bewiesene Bravheit ins rechte Licht gerückt seien. Demgemäß habe man sich höheren Orts bemüßigt gesehen — dies las er aus dem entfalteten großen Schreiben vor —, dem mehrerwähnten Sebastian Höß in Anbetracht dessen und so weiter — die Rettungsmedaille zu verleihen.

Der Sebastian ward bei dieser Ankündigung vor lauter Verlegenheit puterrot und ließ es steif wie ein Stock geschehen, daß der Bezirksamtman die Medaille aus dem Päckchen nahm und sie ihm an die Brust heftete. Hierauf verwickelte er sich in allerlei unbeholfene Danksagungen, meinte, das hätte es ja gar nicht gebraucht und ähnliches. Erst, nachdem er den Amtman hinausgeleitet, erkundigte er sich, zu mir zurückkehrend, mit einer gewissen freudigen Verschämtheit, was in der Welt ich denn dazu sage?

Da hielt ich meinerseits den Zeitpunkt zu einer heilsamen Ansprache für gekommen. »Lieber Bast,«

sagte ich und tippte mit dem Finger an das glitzernde Ding auf seiner Brust, »ich sehe nur öffentlich bestätigt, was ich von jeher gewußt habe: daß der Sebastian Höß ein ganzer Kerl ist, ein tüchtiger Kerl, und zwar, wie es sein soll, von innen heraus, ohne äußerlichen Hokusfokus oder aufgepappten Zauberkräm! Und wenn Sie selbst sich vorübergehend weisgemacht haben, dem sei nicht so, dann werden Sie hoffentlich nun bekehrt sein. Ihr Glück, von dem Sie meinten, es habe Sie verlassen, hat sich glänzend bewährt, hat Sie eine Tat vollbringen lassen, deren Andenken allein mit vielem Widrigen und Trüben aussöhnen kann. Sollte trotzdem Ihr Selbstvertrauen noch einmal ins Wanken kommen, so werden Sie sich nicht nach dem Krimskrams sehnen, der irgendwo im See liegt, sondern Sie werden das kleine runde Ding da anschauen, das Sie erinnert, wie Sie ein Menschenleben, Ihnen von allen das liebste, gerettet haben. Dann wird Ihr Mut und Kraftgefühl augenblicklich zurückkehren, und Sie werden sich stets bewußt bleiben, was ein tapferer Mann sich und dem Nächsten schuldet! Hab' ich recht, Sebastian?«

Er hörte mir zu, den Blick auf seine Brust gesenkt; nun hob er den Kopf und überraschte mich durch den Ausdruck innerlicher ruhiger Festigkeit, den die ehemals so weichen Züge trugen.

»Jawohl, Herr Doktor,« sagte er, »Sie haben recht.«

Damit bot er mir die Hand, die ich kräftig schüttelte, und ging hinein zu seiner Frau, sie an der Freude über seine Ehrung teilnehmen zu lassen. —

Es ist nichts weiter zu berichten. Fortan war der Bast von seiner selbstverzagenden Einbildung völlig geheilt; und die Rettungsmedaille vertrat bei ihm die Stelle eines Talismans. Den verschiedenen Söhnen und Töchtern, die ihm die Fanni im Laufe der Jahre schenkte, ist er ein strammer Hausvater und das rechte Vorbild fester, starker Männlichkeit geworden.

\* \* \*

Eine Stille entstand am Teetisch, nachdem der Doktor geendet hatte. Hierauf kam die Unterhaltung wieder in Fluß: der eine entsann sich ähnlicher Begebenheiten, der andre meinte, er habe dem Höß eine solche Jugendgeschichte nicht zugetraut. Die Hausfrau äußerte, daß sie doch gar zu gern wissen möchte, was in dem geheimnisvollen Säckchen eigentlich gewesen sei.

Des Doktors Miene, die während seiner Erzählung ernst geworden, blitzte von Schalkheit. »Ich glaube, damit kann ich dienen. Ein paar Monate nach der Herstellung des Sebastian trug es sich zu, daß hier

vom Ufer ein alter Tagelöhner, der allabendlich im Wirtshaus zu hocken pflegte, geradeswegs in den See patschte und ertrank. Also wurde der See längs des Ufers sorgfältig abgesucht; mancherlei Gegenstände, als leere Flaschen, alte Schuhe und ähnliche Kostbarkeiten, fielen uns dabei in die Hände. Unter anderm auch ein Ding, das sich trotz seines üblen Aussehens noch für einen an einer Schnur befestigten Lederbeutel erkennen ließ. Ich dachte natürlich an das Zaubersäckchen des Bast, nahm das Ding mit nach Hause und untersuchte den vom Wasser schlimm zugerichteten Inhalt. Was glauben Sie, daß es war? — Das Pfötchen eines Hasen!«

»Was? — Ein Hasenpfötchen! — Sie machen wohl Scherz? — Ein Hasen —«

»Jawohl, meine Verehrten: ein Hasenpratzerl, klein und sauber präpariert, wie es manche Leute statt eines Puderquästchens verwenden. Dies nichtige Ding hätte beinahe einen braven Menschen zum Hasenfuß gemacht, wenn nicht das Herz, das gottlob immer das stärkste ist, ihn wieder zum Helden gewandelt hätte! Wollen Sie daraufhin die Macht der Einbildung noch leugnen? — Übrigens: ich muß fort! Meine Herrschaften, ich empfehle mich Ihnen!«